Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Vierundzwanzigster Jahrgang

Nr. 25 | **Marburg i. H., den 23. Juni** | **1910**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Die alte Zeit der jungen — Randglossen einer Frau zu den Verhandlungen über Christliche Religion und sozialistische Weltanschauung — Die mariawitische Bewegung im Königreich Polen. Zweites Stück — Homer und Mose — Der Islam und die christliche Mission (Mirbt, Simon) — Tagung für kirchliche Volkskunst — Verschiedenes: Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten (Mirbt); Gut Deutsch und Evangelisch Allewege (Urban u. A.); Was Vrouw Grobelaar erzählt (Gibbon); Für das Recht der Frauen in der Kirche (Curtius); Zur Borromäus-Enzyklika — Anzeigen

Die alte Zeit der jungen

Auf der Welten Riesenschwelle ruht,
Tiefgebeugt das Haupt, die alte Zeit.
Ahnungsvoll, im Auge stolze Glut,
Fröstelnd im verblaßten Purpurkleid.

„Junges Kind, das ich in meinem Schoß
Einst in Hoffnung und mit Schmerzen trug,
Junges Kind, verwegen — zügellos —
Hüte dich vor allzukühnem Flug.

„Sammle deine unberührte Kraft,
Die du einstmals sogst aus meiner Brust.
Denke deiner künftigen Mutterschaft,
Der du herrlich dich bereiten mußt.

„Denn der Geist, der einst mit Riesenmacht
Meiner Jugend stolzen Sinn bezwang,
Der zu Himmelsgluten mich entfacht'
Und das Szepter spielend mir entrang, —

„Jener Geist ists, der auch dich bezwingt,
Wenn er naht mit ungeschwächter Glut,
Wenn das Feuer seiner Pulse dringt
Zündend dir ins schnellentflammte Blut.

„Lohne ihm, wenn du den Mächtigen liebst,
Herrlich seinen Kuß mit edler Frucht.
Nur das Kind, dem du das Leben gibst,
Schützt dich stark vor der Vernichtung Wucht!"

— Auf der Welten Riesenschwelle ruht,
Tiefgebeugt das Haupt, die alte Zeit,
Ahnungsvoll, im Auge stolze Glut,
Fröstelnd im verblaßten Purpurkleid.

Anna Dix

Randglossen einer Frau zu den Verhandlungen über Christliche Religion und sozialistische Weltanschauung

Auf den Tagungen des Evangelisch-sozialen Kongresses weht eine besondere Luft, Heimatluft der Seele für den, der sie richtig atmen lernte. Eine scharfe Brise kräftigen Freiheitswindes, harziger Ozon starker Vorurteilslosigkeit mischen sich mit dem Sauerstoff des Glaubens; darüber schwebt der Würzhauch deutscher Wissenschaft. Gänzlich fehlen die Weihrauchnebel, die sich leicht über einer Gewohnheitsgefolgschaft angestaunter Autoritäten bilden; aber ebenso ist nichts zu wittern von dem fauligen Todesgeruch jenes zuchtlosen Auslebe-Ideals, das den Menschen als absolutes Maß der Dinge setzt. Der Kongreß bekennt sich unbedingt zu dem Gehorsam Christi, zu der Treue gegen das Reich, das nicht von dieser Welt ist. Als eine Heerschar des Königs Christus sammeln sich seine Glieder alljährlich auf ihrem Maifeld in irgend einem Gau unseres irdischen Vaterlandes, um sich zu neuer Arbeit zu stärken. Sie sind zu freundlichem Gruß bereit gegen alle anderen Kolonnen des großen Heeres, immer, auch bei recht verschiedenen Waffen und anderm Schritt und Tritt, des gemeinsamen Zieles und der gemeinsamen Quelle sich bewußt: eine Herde und ein Hirt!

Schmuck und mit freier Würde trägt der Kongreß seine glänzenden, scharfen Waffen des Geistes. Seine Eigenart ist, daß er die speziell im männlichen Wesen wirkenden geistigen Gesetze, die unsre Kultur geformt haben, in starker Ausprägung zeigt und dabei doch — oder vielleicht gerade deshalb? — mit vornehmer Gerechtigkeit der Frau die Schranken zur Mitarbeit weit öffnet nach dem Grundsatz: Hier ist nicht Mann noch Weib, sie sind allzumal einer in Christo. Unter diesen kraftvollen, zukunftsfrohen Männern dürfte Keiner jammern über staatserweichenden Feminismus, wenn die Frau die „gottgewollten Abhängigkeiten" der Vergangenheit, die für das weibliche Geschlecht so trocken geworden sind wie Laub vom vorigen Sommer, abstreift und in den Weg tritt zum Mitwandern, neue Kräfte ansetzt zu vollberechtigter Mitarbeit an dem Volksglück und der Volksgesundheit der Gegenwart. Eine zweite, ganz auffallende Eigenart des Evangelisch-sozialen Kongresses ist die, daß sich besonders viel berufene Führer im Verhältnis zur Mitgliederzahl hier angesammelt haben. In breiter Front mit geringer Tiefe der Gliederreihe rollt er sich auf; wie die griechischen Helden vor Troja bedecken diese kampfgewohnten Anführer das Feld und suchen den Feind zum Einzelkampf auf, während hinter ihnen langsam die Reihen der Gleichgesinnten sich füllen und schließen. Aber alljährlich werden mehr angelockt von dem Morgenschein einer Vereinigung, die mit der Zukunft im Bunde steht und aus dem Dunkel ins Helle strebt, obwohl der Kongreß es seiner Neigung nach sehr entschieden mit dem Goethewort hält: „Nichts ist widerwärtiger als Majorität; denn sie besteht aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich akkomodieren, aus Schwachen, die sich assimilieren, und aus der Masse, die nachtrollt." Er schickt vielmehr prinzipiell die ihm im Denken und Wollen verbundenen Einzelmenschen hinaus, daß sie da, wo das Leben sie hinstellt, als Salz zu wirken suchen und sich verantwortlich fühlen, das Licht christlicher Freiheit an vielen Ecken und Enden zugleich leuchten zu lassen und zu entzünden. Jeder nach seiner Kunst und Gaben.

Das alles treibt den Kongreß natürlich mitten hinein in die Brandung der Gegenwartskämpfe um die sozialen Lebensfragen und stellt ihn vor den großen Gegner der heutigen Kulturformen, die Sozialdemokratie. Auch die strebt, gleich

ihm, aus den verworrenen Gegenwartsverhältnissen einer helleren Zukunft und neuen Menschenrechten zu. Sie hat sich an den furchtbaren Sünden menschlicher Selbstsucht großgemästet in einer Gesellschaft, die sich vom Geiste Gottes nicht will strafen lassen und die Macht und das Gold zu ihrem Gott gemacht hat. So kann die Sozialdemokratie, an alle menschlichen Instinkte allzumenschlich anknüpfend, tiefe Wurzeln ins Volksleben strecken und nun an seiner besten Kraft saugen. Von dem Wühlen und Saugen mußten Alle aufgerüttelt werden, die an den historisch entwickelten Ordnungen des Lebens ein Interesse haben. Die Not des Kampfes ist groß; die Staubwolken über dem Getümmel drohen die Glückssonne unseres Volkes zu verfinstern. Denn unzählige, immer wachsende Scharen ziehen herauf; aus Lebensglück und Heimatfrieden aufgescheucht, pochen sie auf ihr Recht aufs Dasein, das ihnen so elendig verkümmert ist. Sie marschieren oft genug blind hinter ihren klugen Führern, die ihnen die Fahne: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! vorantragen und Rache versprechen an dem Tage, wo die selbstsüchtige Macht der Herrschenden durch die selbstsüchtige Macht ihrer Masse in die Knie gezwungen wird. Der Evangelisch-soziale Kongreß erkennt klar die furchtbare Gefahr eines äußeren Machtkampfes, wenn die Vertreter des Bestehenden alle Kräfte zusammenraffen, Gewalt gegen Gewalt setzen und trotzig den Feind, den Vertreter einer neuen Zukunft, annehmen, weil auch er wagt, nach dem Platz an der Sonne zu streben, der nach „Gottes Ordnung" sich ins Dunkel ducken sollte. Der Kongreß weiß zu sicher, wohin das führen muß; das sagen ihm die pochenden, treibenden Kräfte in der eignen Brust, das lehrt ihn die Geschichte. Wenn alte und neue Mächte sich auf gleichen Boden stellen und mit gleichen Waffen kämpfen, so ist der Sieg des Neuen so gewiß, wie das Amen in der Kirche. Das macht ja alle Zukunftmenschen, auch wenn sie vereinzelt stehen, so sicher und freudig, daß der Sieg naturgemäß irgendwann auf ihre Seite fallen muß. Eine Partei der Zukunft läßt sich nur durch eine kraftvollere Partei der Zukunft überwinden; Zukunftsideale sind nur durch bessere, wahrere, tiefere Zukunftsideale zu besiegen. Der Name „Evangelisch-sozial" zeigt, auf welchem Boden der Kongreß steht und welche Waffen er brauchen will. Darum blickt er getrost und siegessicher auf seinen König: Dein Reich komme! Diese Gottesreichshoffnung will ja auch ihrem tiefsten Wesen nach die Welt radikal umgestalten und hat auch Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! auf die Fahne geschrieben. Aber sie erwächst nicht aus kräftigem Haß, sondern aus kräftiger Liebe, und was bei ihr nicht aus der Liebe geboren ist, das ist tot wie dürres Laub, in dem der Wind raschelt.

Zu diesem Geist und zu dieser Hoffnung bekannte sich auf dem letzten Kongreß freudig der Referent über das Thema: Christliche Religion und sozialistische Weltanschauung. Der größte Erfolg eines Redners, daß jeder Hörer vom Thema gepackt und zu innerer Anteilnahme gezwungen wird, wurde ihm reichlich und hochverdient zu Teil, wie die Redeschlacht in der folgenden Diskussion bewies. Auch alle Hörerinnen werden mit hellwacher Seele dabei gewesen sein, nicht nur mit ästhetischem Genuß an diesem intellektuellen Turnier, sondern vor allem voll horchender Sorge um die Frage selbst, an der das Muttergeschlecht unseres Volkes so in erster Linie beteiligt ist, die ohne energische Beteiligung der deutschen Frau gar nicht gelöst werden kann. Ich glaube, den Gedanken Vieler Ausdruck zu geben, wenn ich jetzt noch das sage, was ich in der gedrängten, an knappe Zeit gebundenen Diskussion nicht aussprechen konnte.

Seiner Eigenart nach hat der Kongreß vorzugsweise die Aufgabe übernommen, in der Nachfolge seines Meisters, der die Mühseligen und Beladenen zu sich rief, die gefährdete, in die Wüste geführte, an den Taumelkelch gelockte Gedankenwelt des Arbeiters zurück zu erobern. Aus der Sphäre der philosophisch geschulten Geistesarbeit heraus tragen unsre Kämpfer mutig den Kampf ins feindliche Lager und packen den Feind an der ihm von seinen geistigen Führern geschmiedeten Rüstung einer geschlossenen Weltanschauung. Geschützt durch den Panzer der Liebe und den Schild des Glaubens, das Schwert des Geistes in den kunstgeübten Händen, so stürmen sie vorwärts für ihren König, der einst als armer Rabbi von Nazareth von der Geistesblüte seines Volkes dem einsamen Henkertod überantwortet wurde. Gott mit ihnen! Ohne diesen Geisteskampf, den viele Christen scheuen, weil sie zu lebhaft den großen, unüberbrückbaren Gegensatz zwischen ihrem der Welt des Ewigen angehörenden Glaubensbesitz und dem auf dem Wege der Dialektik zu begeistertem Leugnen alles Immateriellen gelangten Geistesleben des modernen Sozialismus fühlen, kann der Feind in der Sozialdemokratie nicht innerlich überwunden werden. Und darauf kommt doch alles an.

Was erhofft nun Pastor Liebster von diesem Geisteskampf? Vor allem eine gegenseitige Durchdringung der beiden Welten, Christentum und Sozialismus, die sich heute auszuschließen scheinen. Die nicht wesenhafte, aber historisch entwickelte Verbindung der christlichen Religion mit einem von der realen Wissenschaft überwundenen Weltbild muß sich lösen unter der gründlichen Revision durch straff disziplinierte Gedankenarbeit. Dadurch fällt die Nebelwand, die durch gewohnheitsmäßige Vermischung von Wissen und Glauben, Denken und Hoffen um die christliche Religion wuchs und das Diesseits so feindselig vom Jenseits trennte, daß der Mensch, das Kind beider, eine Heimat verleugnen mußte, um die andere zu halten. Wer die Nöte der modernen Jugend, das sehnsüchtige Ringen um Wahrhaftigkeit der Weltanschauung selbst erlebt hat, dem muß kaum etwas in unserm geistigen Leben so wichtig erscheinen, als die Modernisierung der christlichen Weltanschauung. Die unglückselige Furcht der suchenden, hungrigen Seele, um der ewigen Wahrheit der christlichen Religion willen soviel Schwergewicht an die natürliche Weltanschauung hängen zu müssen, als das Weltbild unsrer Zeit verschieden ist von den naiven Vorstellungen der Tage, in denen das Christentum geboren wurde und sich dann zur Staatsreligion, Weltreligion, zum deutschen, evangelischen Christentum entwickelte, scheint schließlich für Viele keinen Ausweg übrig zu lassen als den, in die dunkle Höhle des gottleeren Materialismus zu kriechen, wo das Ewige in der Seele zerfressen wird. Diese Not hat auch die Seele des Arbeiters ergriffen, der mit um so ausschließlicherer Sehnsucht nach den Freuden sucht, die ihm auf dieser Erde quellen, je bewußter ihm von dieser Sonne seine Leiden beleuchtet werden. So muß er dem Materialismus leichte Beute werden, so lange ihm von der andern Seite der suchende Blick in Nebel gelenkt und über die Nebel hin verwiesen wird. An diesen Arbeiter also, der als Sohn der Stunde sich nach greifbarem Glück der Gegenwart sehnt, will und soll in solcher Diskussion der Gedanke heran, daß das Christentum Leben und volles Genüge zu bieten hat, und daß das Prinzip einer ausgleichenden, wahrhaft sozialen Gerechtigkeit ein Grundprinzip des Christentums ist. Um ihn zu überzeugen, daß der Weg zu der sozialistischen Weltanschauung nicht über die öde Heide des Materialismus zu führen braucht, wo unfruchtbare Kälte und Geruch des Todes herrscht, vor der ihm notwendig selber heimlich graut, sondern daß die Gerechtigkeit, die aus ihrem tiefsten Born, der Liebe, quillt, und die Aussicht auf wahre Mehrwerte des Lebens gerade in dem Lebens- und Lichtreich Christi geboten wird, muß der Christ sich trennen von jenem in träger Beharrung an der christlichen Religion hängenden Weltbild vergangener Zeiten und entschlossen auf den geistigen Boden der modernen Weltanschauung treten, von der aus der Arbeiter, wie alle aufstrebenden, jugendlichen Elemente des Volkes, so eifrig und freudig nach neuen Erkenntnissen und neuer Befestigung seiner Grundanschauung strebt. Von hier aus kann es dann einer klugen Diskussion gelingen, das Christentum aufs neue mit dem Besten in der von seinen geistigen Führern erbauten Gedankenwelt des Arbeiters zu verbinden und diese zu reinigen von den Schlacken, die sich im Haß gegen das Jenseitige, Ueberweltliche, mit ansetzten. Die Hoffnung ist um so zuversichtlicher, als jene Führer selbst auf dem Boden des deutschen Idealismus erwachsen sind, und so lautet These 3 des Referates in sieghafter Bejahung: „Dabei erfolgt eine Umgestaltung der die christliche Religion begleitenden Weltanschauung im Sinne der Dialektik, und aus der sozialistischen Weltanschauung verschwindet der Materialismus.

Damit wird das beseitigt, was bisher hinderte, gleichzeitig Christ und Sozialist zu sein." Ein echt männlich kraftvoller, hinreißender Gedanke voll intensiven Willens zur Wahrheit! Und eine notwendige Hoffnung, denn ohne die intellektuelle Ausgleichung und Durchdringung jener geistigen Welten ist die innere Wiedergeburt nicht denkbar, die die immer weiter abströmende Welt der jugendlichen Arbeitskräfte zurückerobern soll für das Reich Christi und für die Zukunft des deutschen Vaterlandes.

Aber immer noch, als es zu Ende war, horchte meine Seele weiter in der Angst: Vergiß das Beste nicht! Ja, wenn die Weltanschauung nur Sache der intellektuellen Ueberzeugung, Vorstellung, wäre und nicht in ihrem Grunde Erlebnis, Wille! Die wachsende Macht der Sozialdemokratie beruht nicht etwa auf den Marxschen Mehrwerttheorien, die von geistigen Führern der Masse gepredigt werden und dort hellern oder dumpfern Widerhall finden, weil sie ihren aufgestörten Instinkten entgegen kommen. Und materialistische Weltanschauung ist viel mehr Folge als Ursache des Hasses, der die Sozialdemokratie vorwärts treibt. Sie ist nur mit samt den ausgefeilten sozialistischen Theorien die Gedankenrüstung, hinter der das brütend Lebendige steckt. Mit der festen Lebensheimat und dem Familienfrieden hat unser Volk zugleich die Heimat der Seele und den Kinderfrieden des Unbewußten verlieren müssen. In dem modernen Kampf ums Dasein hat es gelernt, was Gut und Böse ist, und legt nun seine Maßstäbe, so gut es kann und wie es von seinen Wertgefühlen getrieben wird, an die Erscheinungen des Lebens. Vor allem sind die jugendlich kräftigen unteren Stände hellsichtig und mißtrauisch geworden gegen jede antisoziale Lebenserscheinung, und von dem Punkt aus formen sie ihr sittliches und ihr religiöses Urteil. Jede Klassenmoral ritzt mit scharfer Pflugschar in ganzen Bevölkerungsschichten den Boden auf, und dann fallen die Ideen der Sozialdemokratie in die dampfenden Furchen und tragen hundertfältige Frucht. Ein Arbeiter, der aus erbitternden Lohnkämpfen, unwürdigen Wohnungsverhältnissen, erniedrigenden Rechtlosigkeiten in die Versammlung kommt, den wird die glänzendste, verständnisvollste, dialektisch unwiderlegbare Diskussion nicht gewinnen; ein Arbeiter, dem aller Verachtung, allem Haß, allem Widerstreben zum Trotz zu Hause die kranke Frau gepflegt, die im Streik hungernden Kinder versorgt werden von Christenliebe, dem freundlicher Sonnenschein in sein finsteres Dasein fällt, der kommt anders zu solchen Abenden, und es löst sich Manches, was folgende Verständigung anbahnt.

Nun ist Christentum bei Leibe nicht einfach Sozialismus, wie überhaupt nicht Weltanschauung; es will sich aber mit einer verbinden, obwohl das Ringen um die Weltanschauung so Manchen im Kreise herum führt, daß er den Eingang in das Reich Christi schwer findet. Es ist vielmehr seinem Wesen nach Geheimnis, Wehen aus einer andern Welt, von dem man mit dem Verstand nicht weiß, von wannen es kommt und wohin es geht. Und es ist zugleich Erlebnis, es ist Tat. „So Jemand will des Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede," sagt Christus und will es nicht einmal aus seinem eignen Munde als autoritative Lehre den Menschen aufdrängen. Wir sehen echtes Christentum sich frei verbinden mit jeder Weltanschauung, die das Ewige nicht mit Gewalt von sich stößt. Aus naiv unhistorischer wie modern wissenschaftlicher, aus überkommen autoritativer wie kritisch erkämpfter, aus kapitalistischer wie sozialistischer, aus jeder politisch-wirtschaftlichen Weltanschauung heraus ruft Christus die Seinen zusammen, die nicht das Zeichen des Tiers, sondern das Zeichen des Lammes an der Stirn tragen und sich als die Gesegneten seines Vaters erweisen.

Trotzdem erkannten wir, wie verhängnisvoll hinderlich für die Aufgabe, die Diesseitsgedanken des Sozialdemokraten von der christlichen Religion aus theoretisch zu überwinden, die Verbindung des Christentums mit einer dem Sozialisten fremden Weltanschauung werden kann. Wie hinderlich aber muß dann erst die Verbindung des Christentums mit unsozialen Mächten und unsozialen Sitten und Gewohnheiten sein, wenn es gilt, das Herz des Sozialdemokraten von innen aus praktisch aufzutauen für die neue Gedankensaat!

Seit seinem Eintreten in diese Welt hat das Reich, das nicht von dieser Welt ist, eingehen müssen in die Formen dieser Welt und hat sich sogar seit Konstantin mit den Mächten dieser Welt verbunden. Ist daraus Fluch oder Segen für Christi Reichsmacht gewachsen? Für diese Welt gewiß Segen, denn die christliche Religion ist immer und überall Salz gewesen, das die Kultur lebendig durchwürzt. Für das Christentum selbst und seine Ewigkeitsbotschaft an die einzelne Menschenseele, die es zur vollverantwortlichen Persönlichkeit erheben will? Hat es sich da nicht oft so sehr mit Erdenballast gefüllt, daß es im Strom des Lebens schwer auf den Grund ging, und daß die ängstliche Klage ertönte: Wo nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Wenn nun Viele aus der herrschenden Gesellschaft in erregten und bedrängten Zeiten die Verbindung von Thron und Altar z. B. nur daraufhin ansehen: Was nützt sie dem Thron? und die Staatsreligion nur darauf: Wie erhält sie das Bestehende? und die Möglichkeit, daß die Religion sich auch einmal wieder von den traditionellen Lebenswerten abwenden und den Kämpfen um neue Rechte zuwenden könnte, als schlechthin unchristlich zurückweisen mit dem Ruf: „Dem Volk muß die Religion erhalten werden!" so ist es erst recht begreiflich, daß der Sozialdemokrat alles der christlichen Religion bucht, was aus der „christlichen" Gesellschaft heraus gegen die ausgleichende Gerechtigkeit und den Geist sozialer Liebe gesündigt wird, und sich in seiner Abwehr gegen das Christentum auf alles beruft, was unter seinem Namen geschieht. Da muß es der Christenheit furchtbar in die Ohren gellen: Wo ist dein Bruder Sozialdemokrat? Man braucht nur an die Jesuitenmoral der modernen Wohltätigkeit zu denken, die sich mit Frömmigkeit drapiert und, um im großen Stil Geld zu schaffen, dem eitlen Genuß und der egoistischen Streberei wahre Hekatomben opfert, als ob man die Seele seines Bruders mit Geld lösen könnte. Mit Glutbuchstaben steht darüber: „Mein Haus soll ein Bethaus sein, ihr aber habt eine Mördergrube daraus gemacht", und so beurteilt es auch der Sozialdemokrat mit höhnischem Lachen. Haß weckt solche Wohltätigkeit und Selbstsucht bei Gebenden und Nehmenden, und wenn man genau zusieht, so tut die herrschende Gesellschaft blitzende und klingelnde Liebeswerke, um sich um die Forderungen der sozialen Gerechtigkeit noch eine Weile herum zu drücken und ihre alten Vorrechte an Macht, Ansehen, Besitz und sorgloser Lebenssicherheit zu erhalten. Was solls mit solcher „Barmherzigkeit" und solchen „Wohltaten", wo sich zu Tausenden die Fäuste ballen zu ganz andern Forderungen und vor dem dumpfen Schritt der heranmarschierenden Zukunft schon der Boden zittert? „Tut euer böses Wesen von meinen Augen!" ist die Forderung Gottes — und der Sozialdemokratie. Wenn nun Gottes Strahlenauge auch allen Formen auf den Grund sieht und den Weizen der Liebe von der Spreu der Selbstsucht sondern kann: der Sozialdemokrat ist ein Mensch und sieht nur, was vor Augen ist, noch dazu vor mißtrauischen, haßverblendeten Augen. Darum, wer die Sozialdemokratie zurückerobern helfen will und ihr die Schlagbäume lösen vor der christlichen Weltanschauung, die ihm den Frieden bringen soll, der muß jenen unsozialen, überlebten, von Macht und Reichtum protegierten Formen der Liebesarbeit entschieden absagen um der Schwachheit seines Bruders willen, selbst wenn er wahrhaftigen Liebeseifer und Helfefreudigkeit hineintrüge und es um seinetwillen nicht brauchte. Aber ich glaube nicht, daß mit dieser überlebten Klassenwohltätigkeit mit ihrem Protektionswesen und ihrem eleganten Eifer bei aller drinsteckenden echten Liebe das Reich Gottes noch viel gefördert werden kann. Vielmehr rutschen die „guten Werke", die ihre Formen aus andern Zeiten mitschleppen, beladen mit den schwer drückenden Menschlichkeiten, immer deutlicher unter den Fluch des Propheten: „Was soll mir die Menge eurer Opfer? Meine Seele ist feind euern Neumonden und Jahreszeiten; ich bin derselben überdrüssig, ich bin es müde zu leiden."

Wer Liebe üben will, der soll sich vor allem in die Seele derer versenken, denen er sie beweisen möchte, weil sein Herz ihn drängt. Darum stiftet der Sozialdemokratie gegenüber Liebe nur noch in der modernen, ihnen verständlichen Form sozialer Arbeit Segen. Wo Bodenreformer, Antialkoholiker,

Sittlichkeitsreformer und alle die, die dem wirtschaftlich Schwachen die Hände stärken für den Kampf ums Dasein, den Diskussionen vorpflügen, da können auch in den recht bereiteten Acker dann die Ideen der christlichen Religion eingesät werden, und sie können Frucht bringen in der Zeit für die Ewigkeit. Muß sich so die organisierte Liebesarbeit im Großen radikal umgestalten und den Forderungen des Tages sozial anpassen, um einer christlichen Weltanschauung vorzuarbeiten, so ist wieder die Liebesarbeit im Kleinen, persönlich von Mensch zu Mensch, ihr notwendiger Wegbereiter.

Damit betrete ich das eigentliche Lebens- und Arbeitsgebiet der christlichen Frau. Sie ist besonders lange von den Wandlungen der Zeit in ihrem engen, meist wohlbehüteten Leben unberührt geblieben, weil sie bei befriedigendem Lebensinhalt die Stöße nicht so merkte, von der weite Kreise der übrigen Frauenwelt längst schwer durchschüttelt wurden. Endlich, Gott sei Dank, ist auch sie geweckt, um an dem Ringen ihrer Zeit um neue Lebensformen und Daseinsrechte tapfer teilzunehmen. Wir haben eine christliche Frauenbewegung, die teils an der allgemeinen deutschen Frauenbewegung von ihrer Weltanschauung aus teilnimmt, teils sich in besondern konfessionellen Bündnissen zusammenschließt. Freilich steht die konfessionelle Frauenbewegung im heutigen Stadium immer wieder in der Gefahr, als Gegenbewegung gegen die große Sache von deren Gegnern mißbraucht zu werden, besonders den radikaleren Forderungen gegenüber, denen man noch den Stempel „nicht gottgewollt" aufzudrücken wagt. Da muß eben jede Einzelne vor ihrem Gewissen und ihrem Gott sich verantwortlich fühlen, was sie als Gottes Willen für sich und ihr Geschlecht zu erkennen vermag, nur daß sie Christum dabei nicht verliere, sondern gewinne. Weil aber gerade die christliche Frauenwelt so lange gezögert hat, den Blick von ihrer stillen, sie subjektiv befriedigenden Liebesarbeit auf das Ganze zu erheben, so muß sie jetzt mit verhältnismäßiger Plötzlichkeit gewahr werden, wie wenig diese alte Liebesarbeit objektiv befriedigen kann unter den neuen Verhältnissen, denen sie sich in ihrem Denken, Wollen, Können so unbekümmert wenig noch angepaßt hat. In einer sozialistischen Welt will sie patriarchalisch arbeiten, in einer dialektisch durcharbeiteten Bevölkerung voll bewußter prinzipieller Christentumsfeindschaft naiv wirken, nur gestützt auf ihr warmes Herz und ihren guten Willen, so lange die Nerven vorhalten. — Freilich tritt sie in die feindselige Welt wie David: „ich aber komme zu dir im Namen des Herrn Zebaoth." Sie überwindet wohl immer wieder viel Hindernisse der Zeit durch die Echtheit ihrer Liebe, die an dem Herzen und nicht den Ueberzeugungen des Menschen rüttelt. Aber wie groß ist ihre Zeitaufgabe, und wie viel könnte sie leisten, wenn auch ihr es mehr und mehr gelänge, mit ihrem Christentum durchzubrechen aus dem veralteten Arbeitskleid zu neuer, den Forderungen der Zeit angepaßter Ausrüstung. Gegensatz wirkt doch nicht immer nur erfrischend. Der im modernen sozialen Geist wirkende Mann muß es bis in die Diskussionsabende hinein merken als rechte Hemmung, wenn die Frauenliebesarbeit ihm nicht in diesem Geist folgt, ja wenn die Armen und Verblendeten, die er sucht, um sie für die christliche Religion zurück zu gewinnen, einen deutlichen Gegensatz spüren in der Gedankenwelt dieser Religion, weil die Gemeindeschwester, die Vereinsdamen, die frommen Frauen zurückbeben vor seiner Weltanschauung, sich bekreuzen und zu retten suchen, was zu retten ist vor Beelzebub.

Darum ist es gerade für den Evangelisch-sozialen Kongreß eine hochnotwendige Ergänzungsarbeit zu den Diskussionsaufgaben und sozialen Unternehmungen seiner Kreise, daß er sich Gehilfinnen heranbilde für die weibliche Liebesarbeit, die ihn dort im Vereinsleben, in der Gemeindearbeit, in den Gefängnissen und unter den in sittliche Not Versunkenen, in der Jugendfürsorge und an Krankenbetten, in kirchlichen, kommunalen und polizeilichen Aemtern ohne jene Hemmung unterstützen und ihm im gleichen Geist entgegen arbeiten als Gehilfinnen, die mit ganzer — nicht bloß mit ängstlich halber — Seele um ihn sind. Gründlich durchgebildete Frauen voll eindringenden Verständnisses für die soziale Lage und die moderne Gedankenwelt des Arbeiters, voll Einsicht in die Entwickelungsgesetze des Lebens, gewandt und geschult für die Berufsaufgaben und dazu ausgerüstet im Herzen mit dem Einen, was not ist: die heranzubilden und mit allen rechtlichen und wirtschaftlichen Mitteln zu stützen, das ist im letzten Grunde die notwendige Voraussetzung für die Hoffnung: „Damit wird das beseitigt, was bisher hinderte, gleichzeitig Christ und Sozialist zu sein."

Wollte man uns Frauen der Kongreßkreise nun aber kommen und sagen: wir öffnen euch die Arbeitstore, helft euch selbst, so hilft euch Gott! so muß ich unsre Männer von solcher Bildungshöhe, die so das moderne Leben und seine Kämpfe kennen, sehr ernstlich mahnen, sich das Wort eines großen Menschenkenners zu überlegen: „Ein Weib kann sich selbst nicht treu sein in unsrer heutigen Gesellschaft, die eine ausschließlich männliche Gesellschaft ist — mit Gesetzen, die von Männern geschrieben sind, und mit Anklägern und Richtern, die die weibliche Handlungsweise vom männlichen Standpunkt aus beurteilen."

Wer überzeugt ist, daß auch die Arbeit an der Sozialdemokratie des Einschlags bewußter weiblicher Eigenart bedarf, dem rufe ich in der Erinnerung an die Frage „Christliche Religion und sozialistische Weltanschauung" nochmals zu: Vergiß das Beste nicht!

Marie Martin

Die mariawitische Bewegung im Königreich Polen

2

Der Mariawitismus ist in seiner theologischen Arbeit nur ein Nebenstrom des „Modernismus" in der katholischen Kirche, denn die ihn leitenden Geistlichen sind von demselben Schlage, wie es die Modernisten in allen anderen Ländern gewesen sind. Sie haben sich auch an der Hand der fortschrittlichen Theologie religiös vertieft. Sie haben es aber verstanden ihre Gedanken auch ins Leben umzusetzen. Der Zusammenhang mit dem übrigen Modernismus spricht sich aus jeder Seite der mariawitischen Publizistik; Reformbestrebungen sind immer allgemein und erfassen die ganze Kultur, von der sie getrieben sind. Aber daß sie nur hie und da zum Leben werden, ist das Ergebnis der persönlichen Kräfte. Bei dem Mariawitismus war es seine Begründerin, die durch ihre Persönlichkeit den Ideen ein neues Leben in Menschen schuf.

Im Mittelpunkt ihrer religiösen Betrachtungen stehen die Evangelien und Jesus. An vielen Stellen spricht sich das Bewußtsein von der grundlegenden Bedeutung der Verkündigung Jesu für religiöse Aufgaben jeder Art und jeder Zeit aus, wie man es zwar auch in der asketischen Literatur der Katholiken findet, wie es aber in seiner Ausschließlichkeit doch ein Merkmal protestantischer Art ist:

> Welch einen Trost, welch eine Freude und Seligkeit enthält in sich der Name „Evangelium"! Es bedeutet eine gute Botschaft von der Befreiung, die Jesus der in Wolken und Dunkelheit des Todes eingesenkten Menschheit gebracht hat, von der Erlösung der Menschheit aus ihrer Sünde, von der Versöhnung des Menschen mit seinem Vater im Himmel.

Auch der Gedanke wird klar erfaßt, daß der Glaube sich unumgänglich ins Leben umsetzen muß und daß man nur durch Erfüllung der sittlichen Aufgaben Gott wahrhaft dienen kann (Matth. 7, 21):

> Christus ließ uns erkennen, daß Gott Liebe ist und auf welche Art der Mensch seine Liebe zu Gott zu äußern hat, nämlich, daß er seinen Willen tut, was der einzige Weg zur Vereinigung mit ihm ist. Gott will vom Menschen seine Heiligung.

Die ganze Behandlung der Sünde, wie sie im „Mariawita" zu lesen ist, bewegt sich nicht auf der Höhe der reformatorischen Auffassung dieser Materie, ist jedoch frei von Laxismus; das Wesen der Sünde wird in ihrer Wurzel erfaßt und nach ihren Wirkungen richtig abgeschätzt.

Die Kirche wird in eine sichtbare und unsichtbare geteilt:

> Von Anfang an teilt sich die Kirche in eine innere und äußere. Die äußere Kirche sind die, welche einen und denselben Glauben bekennen, an einen und denselben Sakramenten teilnehmen, unter einer

und derselben Hierarchie stehen und in einer gemeinsamen Liste geführt werden. Die innere Kirche sind die, welche an Christum glauben und ihm in ihrem Leben nachfolgen.

Befremdend wirkt auf uns die Stellungnahme zur Bedeutung der Junfrau Maria in dem Werke der Erlösung. Wir haben es mit „Mariawitismus“ zu tun. Es heißt da:

Wir glauben an die Teilnahme der Mutter Gottes in dem Werke der Erlösung. Wir erweisen ihr Ehre, nicht nur indem wir sie um Vermittlung für uns bei Gott bitten, sondern auch indem wir bestrebt sind, im eigenen Leben die Vollkommenheit ihres Lebens zu verwirklichen. Maria ist die lebendige Wirklichkeit der Kirche Christi, doch sie ist selbst nicht Kirche.

Da ist man eigentlich weiter gegangen, als es die offizielle katholische Kirche zuläßt. Nicht weiter, als es die wirkliche katholische Frömmigkeit in den Herzen der gläubigen Katholiken empfindet, denn dies ist die tatsächliche Auffassung des katholischen Volkes in katholischen Landen. Der Mariawitismus hat sich hier nur nicht gescheut dieser Frömmigkeit auch Ausdruck zu verleihen und die verlassenen Grenzen älterer Formeln offen preiszugeben.

Wie ist es aber möglich, daß in diesem Punkte der Mariawitismus das katholische Flußbett nicht verläßt, wenn er in der Tat sich doch sonst zu einer richtigen Auffassung des in den Evangelien enthaltenen Christentums emporgeschwungen hat?

Hier muß man die speziellen polnischen Verhältnisse sich vor Augen halten.

Bekannt ist, daß besonders in den Ländern, die dem Katholizismus wiederzugewinnen waren, Maria zum Sinnbilde der den Protestantismus ablehnenden religiösen Richtung wurde. Gerade Böhmen und Polen geben sprechendes Zeugnis von dieser durch die Jesuiten meisterhaft gehandhabten Volkserziehung. Das alte polnische Nationalreich war schon früher unter den Schutz der heiligen Jungfrau gestellt, und seit Beginn der Unterdrückung des Protestantismus in Polen, bis zur neuesten Zeit hinauf, d. i. durch das ganze 17., 18. und 19. Jahrhundert, wurde der Marienkultus zum Mittelpunkt des religiösen Lebens in Polen. Das ganze Volksleben und auch die polnische Poesie, wo sie sich zur religiösen Darstellung erhebt, sind durchdrungen von der innigsten, kindlichen Verehrung der gebenedeiten Jungfrau. Alles, was das Herz und Gemüt des wieder katholisch gewordenen Polen auf dem Gebiete der Religion aufbieten konnte, wurde ihr zum Opfer gebracht. Die großartigste polnische Dichtung, Mickiewicz’ Pan Tadeusz (Herr Thaddäus) bringt eine ergreifende Verehrung der Jungfrau Maria als höchste religiöse Erhebung des Dichters zum Ausdruck.*) In Czenstochau, unweit der schlesischen Grenze, hat das polnische Volk seiner höchsten Beschützerin und Trösterin ein nationales Heiligtum errichtet. Nun wird einem begreiflich, daß alle die sittlichen Werte, die das polnische Volk in seinem Marienkultus ausgebildet hatte, in einer volkstümlichen Bewegung zu ihrer Geltung kommen mußten.

Indeß bildet diese Seite des mariawitischen Gedankenkreises keine Gefahr für seinen Rigorismus und seine weitere Beibehaltung der evangelischen Linie. Denn dieser Marienkultus ist wirklich ernster Natur. Es sind in der Tat nur die lichten Seiten herübergenommen worden — nichts von dem laxen, jesuitischen Geist hat sich mit eingeschlichen. Es hat hier der Ernst des Volksgeistes gebaut, und die liebevolle Hand einiger das Volk liebender Geistlichen hat es verstanden, das auf diese Weise Geschaffene mit dem Uebrigen in gewisse Harmonie zu bringen. Dies spricht sich insbesondere darin aus, daß man sich ihre Verehrung mehr als „Nachfolge“, als Durchbildung ihres Lebens in seinem eigenen denkt, denn als Außenkultus. An einer Stelle verwahrt man sich entschieden gegen die Beschuldigung, einen solchen Kultus zu treiben, und verweist darauf, daß es die römischen Redemptoristen gewesen sind, die den Leuten Bilder der „Mutter Gottes von der Immerwährenden Hilfe“ zum Verschlucken gaben. Der Mariawitismus widersetze sich prinzipiell solchen Praktiken.

Stjehule

*) Poetische Werke von Adam Mickiewicz. Uebersetzt von Siegfried Lipiner. Band 1: Herr Thaddäus oder der letzte Eintritt in Lithauen. Zweite Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1898. 313 S. 6, gebunden 7,50 Mk. Andre finden die Totenfeier (Band 2, 1887) noch wertvoller. R

Homer und Mose

Daß G. von Rohden durch die Zuspitzung auf das Alte Testament den Weg gefunden hat, uns in der Christlichen Welt von den Entdeckungen Dörpfelds und den gewaltigen Umwälzungen zu berichten, die sich, wenn er Recht behält, in der Anschauung von dem homerischen Zeitalter, von der Zeit und Person Homers vollziehen sollen, das wird ihm mit mir mancher Leser gedankt haben; ich selbst darf gestehn, daß ich auch ohne diese Nutzanwendung den Aufsatz von Herzen würde willkommen geheißen haben. Aber dem Verfasser ist es damit zweifellos sehr ernst; ihm liegt das Schwergewicht seiner Ausführungen keineswegs in den homerischen Fragen, die mehr als drei Viertel des Raumes einnehmen, sondern in den Ausblicken auf biblisches Gebiet, die er uns am Schluß eröffnet, und mit wahrer Sehnsucht schaut er selbst aus nach dem Dörpfeld für das biblische Gebiet und den zum Umlernen willigen Vertretern der alttestamentlichen Wissenschaft.

Nun liegt für den Kundigen in der huldigenden Widmung des Philologen Ulrich von Wilamowitz an den Alttestamentler Julius Wellhausen vom Jahre 1884, die von Rohden uns mitteilt, nichts Ueberraschendes. Es ist eine einfache, unanfechtbare Tatsache, daß die alttestamentliche Literarkritik, insbesondere die durch Astruc im Jahre 1753 eröffnete am Pentateuch und Hexateuch*), bahnbrechend gewirkt und nicht nur der Homerkritik, sondern der philologischen Kritik auf allen Gebieten die Wege gewiesen hat. Mir scheint in der Tat, daß von Rohden die Tragweite der Zugeständnisse des klassischen Philologen noch erheblich unterschätzt. Er sagt, ob Wilamowitz meine, daß die alttestamentliche Kritik ihre Aufgabe im wesentlichen gelöst habe, gehe aus dem mitgeteilten Zusammenhang nicht hervor. Ja, was heißt es denn sonst, wenn Wilamowitz sagt, man stehe auf dem hellenischen Gebiet erst in den Anfängen des Weges, den die alttestamentliche Forschung bereits zurückgelegt habe? Dies Urteil war nach Wellhausens glänzenden Abschlußarbeiten vollauf berechtigt, und sollte es etwa heute nicht mehr gelten, so geschähe damit eben uns nichts Andres, als was sich nach Cauers und von Rohdens Meinung die klassischen Philologen müssen gefallen lassen.

Aber mehr noch nimmt es mich Wunder, daß von Rohden so ohne weiteres voraussetzt, das Alte Testament, das früher allen Mitstrebenden voraus war, sei inzwischen derart ins Hintertreffen geraten, daß es sich beeilen müsse, den neuerdings gewonnenen Vorsprung der Homerkritiker wieder einzuholen. Mir ist nicht bewußt, daß uns irgend etwas von deren Erfahrungen und Erfolgen wäre erspart oder versagt geblieben; auch der Eifer und die Arbeit, die bisher auf homerische Probleme verwandt worden sind, können sich mit dem, was für die Aufhellung des Alten Testaments getan worden ist, schwerlich schon messen. Haben uns Schliemann und Dörpfeld die Wirklichkeit des alten Ilion erschlossen, so Naville die des Pitom von Exod. 1, 11, Rowlands und Clay Trumbull die des Kadeš der südlichen Wüste, um nur einige Beispiele zu nennen. Marešа in Juda ist genau festgelegt und ausgegraben, die Lage von Megiddo und Taʿanak, von Gezer und Jericho teils bestätigt, teils näher bestimmt, und überall sind dabei, wie noch an manchen anderen Orten, ganz ähnliche Beobachtungen über die Mächtigkeit des Jahrtausende lang aufgehäuften Kulturdüngers gemacht, wie bei Ilion, Mykene usw. Der Proteusnatur des vermeintlichen oder wirklichen homerischen Pylos entspricht das unablässig fortgesetzte Angebot für ostjordanische Städte wie Mizpa und Machanajim, der Streit um die verschiedenen Gibea und Geba, um das Ophra Gideons und ungezählte andre Oertlichkeiten. Ist Dörpfeld den Spuren Telemachs auf Schritt und Tritt gefolgt, so hat der vom Maurermeister zum württembergischen Baurat aufgerückte Schick den jungen Saul auf der Suche nach seines Vaters Eselinnen von Station zu Station begleitet. Der Namenwechsel, besser Wechsel der Ueberlieferung, den Cauer im Falle der Insel Ithaka, wenn Dörpfelds Ansicht sich behaupten kann, als etwas ganz Auffallendes hervorhebt,

*) Pentateuch = 5 Bücher Mose, der Name Hexateuch fügt das Buch Josua noch dazu.

ist uns etwas durchaus Geläufiges. Um von den heiligen Stätten des Neuen Testaments mit ihren wie gesetzmäßig vervielfachten Festlegungen ganz zu geschweigen, weise ich nur darauf hin, wie man sich für den Gottesberg Sinai neuerdings so gut wie völlig von der alten Ueberlieferung abgewandt hat, die ihn in dem gewaltigen Bergmassiv an der Südspitze der Halbinsel zwischen den beiden Zipfeln des roten Meeres suchte. Auf dem geraden Wege von Aegypten nach Kanaan, also in der Umgegend von Kadeš, oder auf der Ostseite des aelanitischen Meerbusens, das ist heute die Alternative, wo man nicht gar zwei Gottesberge annimmt.

Aber mehr noch als auf die Ergebnisse selbst legt von Rohden auf das Verfahren Wert, das dazu geführt hat, auf den schlichten Köhlerglauben eines Schliemann, der ganz unbefangen die Worte seines Dichters als greifbare Wirklichkeiten annimmt und mit diesem Glauben so lange die Berge versetzt, bis er auch des entschlossensten Zweiflers Hand in die Risse und Breschen der Stadtmauer des homerischen Ilion legen kann. Aber der Glaube eines Schick war wahrlich nicht minder stark, und bei den unermüdlichen Arbeiten der Engländer, um nur den kürzlich verstorbenen Conder zu nennen, war der schlichteste Bibelglaube durchgängig die Triebkraft, die Voraussetzung buchstäblicher Treue des Bibelwortes einfach selbstverständlich. Jeder neue Fund wurde mit dem Triumphgeschrei für das gerettete Zion begrüßt, wobei sich freilich oft genug nachträglich herausstellte, daß der Gewinn der biblischen Wissenschaft, nicht ihren Gegnern, zufiel. Der Amerikaner S. Ives Curtiß hat die heldenmütigen Reisen, die er Jahr für Jahr durch die entlegensten Gegenden Palästinas und der es umgebenden Länder unternahm, mit einer viel traditionelleren Gesamtanschauung angetreten als abgeschlossen, und man merkt es ihm beim Lesen seines unschätzbaren Buches an, wie es ihm immer mehr gleich Schuppen von den Augen fiel und er sich gezwungen sah, was ein Wellhausen und W. Robertson Smith aus den schriftlichen Quellen des Altertums ermittelt hatten, durch das frische Leben der Gegenwart zu bestätigen und zu belegen.

Die längste Anführung aus Cauers Buch, die von Rohden uns gönnt, handelt u. A. von den gesetzmäßigen Stufen, die sich in allen Fortschritten der Wissenschaft, er meint die geschichtliche, beobachten lassen: wir dürfen sie bezeichnen als Buchstabenglauben, grundsätzlichen Zweifel, erneuten Wirklichkeitssinn, oder ganz kurz als Tradition, Skepsis, Geschichte. Die Untersuchungen und Erfolge eines Dörpfeld heben die homerische Forschung von der zweiten auf die dritte und letzte Stufe. Aus den am Schluß geäußerten frommen Wünschen müssen wir schließen, daß von Rohden die alttestamentliche Wissenschaft noch auf der zweiten Stufe wähnt, und auch ihr den Ritter herbeiwünscht, der sie aus ihrem Dornröschenschlaf zu dem wachen Leben der dritten erwecken soll. Ich glaube, er befindet sich damit in einem großen Irrtum. Jene Zwischenstufe haben wir der Hauptsache nach vor vollen hundert Jahren überwunden. Wer sich davon überzeugen will, der braucht nur die letzten zwölf Seiten von W. M. L. de Wettes geistvollen, bahnbrechenden Beiträgen zur Einleitung in das Alte Testament (Halle 1806. 1807) zu lesen. Die ganze „mosaische Geschichte" nichts als Mythen und Sagen, ihr Wert der der Poesie und Mythe, daraus Geschichte erheben zu wollen ein ganz aussichtsloses, unfruchtbares, kleinliches Unterfangen, ein Forschen nach Dingen, die über die Grenze der Forschung hinaus liegen. Ein Chor von einstimmenden Zeugen dafür ließe sich aus seinen Zeitgenossen leicht zusammenstellen. Da haben wir die Auffassung, die Cauer an Wilamowitz und Furtwängler rügt, aber wahrlich nicht in unsrer Gegenwart. Heute wird die Geschichtlichkeit Moses, des Aufenthalts Israels in Aegypten, abgesehen von einigen allgemein abgewiesenen Mythologastern, kaum von irgend jemand bestritten; ehemalige Skeptiker sind von ihrem Zweifel zurückgekommen und bemühen sich wie die Andern, wirkliche Geschichte aus der Hülle der Sage herauszuschälen. Uns droht heute viel eher die entgegengesetzte Gefahr; mehren sich doch die Stimmen auch sachkundiger und besonnener Gelehrter, die Abraham wieder als geschichtliche Persönlichkeit ansehen wollen, als den „Arabischen Emir, der in Kanaan mit einer Horde einwanderte, welche die Grundlage und der Stamm der nachherigen Israeliten wurde", wie de Wette leise spottend diese Meinung kennzeichnet. Geschäftig werden von allen Ausgrabungsfeldern her die Bausteine zusammengetragen, um den Bau der mosaischen Geschichte recht stattlich aufzuführen, und man hat alle Not zu wehren, daß er nicht gar zu buntscheckig und phantastisch ausfalle. Diese Rückkehr zur Geschichte ist aber gerade durch die genaue Einzelanalyse der Pentateuchquellen heraufgeführt worden, und die Erschließung der monumentalen Ueberlieferung hat erst nachträglich dazu geholfen, die so ermittelte Geschichte in den Zusammenhang der orientalischen Geschichte einzufügen. Beides hat Wilamowitz schon 1884 durchaus zutreffend festgestellt. Indem er aber dem Hellenismus dieselbe Fortentwickelung wünscht, bis zur Lösung des Problems einer Geschichte der griechischen Stämme, beweist er, daß er keineswegs ein so entschlossener Gegner realistischer Forschung ist, wie es nach den ersten Anführungen aus Cauer wohl scheinen könnte.

Bei solcher Lage der Dinge ist es nicht ganz leicht zu verstehn, was von Rohden eigentlich will oder herbeisehnt, zumal er es, vielleicht absichtlich, nur ganz dunkel andeutet. Er zwingt seine Leser damit, sich aufs Raten zu verlegen, und wird es mir daher nicht übel nehmen dürfen, wenn ich mit der Deutung seiner frommen Wünsche hier oder da etwa über sein Ziel hinausschieße. Auch für die alttestamentliche Kritik, so sagt er, sollten so neue Wege, wie Dörpfeld sie für die homerische Kritik gewiesen habe, wieder zur Geltung kommen, daß man nämlich einfach zunächst die Angaben der Quellen als zuverläsig annehme. Aber das liegt doch vor der Arbeit Dörpfelds, diese selbst ist mit Hacke und Spaten getan, und erst durch sie sind die Ergebnisse erzielt, um die es sich handelt. Das ist aber doch nicht Sache der alttestamentlichen Kritik, wenn auch einzelne unsrer nächsten Fachgenossen, wie Sellin und der kürzlich uns entrissene Kautzsch, tapfer mit Hand angelegt haben. Wir warten gespannt auf die Fortsetzung solcher Arbeit und werden alles, was sie bringt, wie das Bisherige, mit frohem Dank hinnehmen und verwenden. Aber was erwartet denn von Rohden noch von dieser Arbeit, etwa authentische Reste der mosaischen Stiftshütte nach der Quelle P? Das wäre so ziemlich das einzige greifbare und darum in abstracto findbare Etwas, das der Kritik zum Opfer gefallen ist. Und sieht er nicht etwa Dörpfelds Erfolge, einmal alle als gesichert zugegeben, doch durch ein starkes Vergrößerungsglas? Was haben denn Schliemann und er bewiesen? Daß ein Ilion an der Stelle, die Homer andeutet, wirklich gelegen hat, daß Homer die Lage von Pylos und die Ortsverhältnisse des ursprünglichen Ithaka richtig schildert. Viel fehlt noch, daß damit die Gestalten eines Priamos, Nestor und Odysseus als geschichtlich erwiesen wären, während uns Mose als geschichtliche Persönlichkeit und Held eines großen geschichtlichen Geschehens auch ohne solche Entdeckungen schon vollkommen feststeht. Aber soweit, die Einzelheiten der homerischen Erzählung als schlichte Wirklichkeit hinzunehmen, wird doch selbst ein Dörpfeld und von Rohden in seinem Gefolge schwerlich gehn wollen. Das wird er daher auch von uns nicht verlangen, nachdem Kadeš, der Schauplatz wichtiger Vorgänge aus der pentateuchischen Geschichte, als wirklicher Ort festgelegt ist.

Aber vielleicht ist es etwas Andres, worauf er das Hauptgewicht legt, nicht der Fund selbst, sondern die daraus sich ergebenden literargeschichtlichen Folgerungen. Aus der Entdeckung nämlich, daß nicht Thiaki, sondern die heutige Insel Leukas das ursprüngliche Ithaka darstelle, soll mit Notwendigkeit folgen, daß die Odyssee vor der Zeit der dorischen Wanderung entstanden sei, also um Jahrhunderte früher, als die homerische Wissenschaft festgestellt, daher auch nicht, wie man meinte, unter den kleinasiatischen Griechen. Auch die Quellenscheidung an dem Epos soll dadurch stark erschüttert werden, ja der Anfang von von Rohdens Aufsatz läßt vermuten, daß auch die Ueberlieferung von seiner Einheit und deren schöpferischem Genius Homer daraus neue Stützen entlehnen soll. Mir steht kein Urteil darüber zu, ob diese Schlüsse nicht etwa zu weit gehn, ob nicht die sich ergebenden Fragen und Schwierigkeiten in reiflicher Erwägung und sachkundiger Behandlung auch eine andere Lösung zulassen

werden. Die Erfahrung auf verwandten Gebieten lehrt, daß das meistens der Fall ist. Sollen aber vollends diese Folgerungen auf das biblisch-alttestamentliche Gebiet übertragen werden, so zeigt sich sofort, wie wahr es ist, daß jeder Vergleich hinkt. Es ist mir zunächst in hohem Grade fraglich, ob die Quellenscheidung auf dem Gebiete der homerischen Gedichte so sichere Ergebnisse und so klaffende Kontraste erzielt hat, wie das auf dem des Hexateuchs der Fall ist. Daß daran gerüttelt werde, dazu bedürfen wir trotzdem nicht erst eines so überraschenden Zusammentreffens günstiger Umstände wie bei der Seelenwanderung der Insel Ithaka. Nach manchen mehr oder weniger unmaßgeblichen Vorgängern hat neuerdings ein so gediegener Fachmann wie Eerdmans sich daran gegeben, unsre Quellenscheidung von Grund aus umzuwerfen; leider ist nur der Neubau, den er doch nicht umgehn konnte, so fragwürdig ausgefallen, daß jedes der aufgetürmten Werkstücke angstvoll nach seiner früheren Stelle hinzuschielen scheint. Das Ideal freilich solcher Bestrebungen — wobei ich Eerdmans nicht eingeschlossen haben will — das ist die Einheitshypothese, und diese mit der Abzielung auf Mose, den Homer gleichsam im alttestamentlichen Schrifttum. Aber mit diesem Vergleich soll man doch erst recht vorsichtig umgehn. Homer ist eben Homer, Mose aber wäre als Verfasser der Geschichte seines Zeitalters Homer, Achilleus und Odysseus in einer Person, Sänger und Held zugleich. Und während sich der Ueberlieferung von dem einen Dichterheros nur die gelehrte Untersuchung in den Weg stellt, legt der Pentateuch selbst gegen seine Abfassung durch Mose ausdrückliche, unmißverständliche Verwahrung ein. Dagegen wird keine Wissenschaft jemals sich wehren können; nur das Dogma mag das Gegenteil dekretieren. Sucht man für das Ganze einen einzigen Verfasser, so wird man damit sehr tief hinabgehn müssen, bis unter das babylonische Exil. Gerade die Quellenscheidung liefert den Beweis für ein hohes Alter der Ueberlieferung in ihren frühen Schichten. Aber selbst Dörpfeldsche Entdeckungen, wenn ihres gleichen hier möglich ist, würden die Ergebnisse über Alter und Zeitfolge der einzelnen Quellen nicht umzustoßen im Stande sein, sie würden uns nur zu dem Eingeständnis nötigen und freudig bereit finden, daß der etwa betroffenen Quelle, und wäre es die späteste, in diesem Punkte alte und zuverlässige Ueberlieferung zur Seite gestanden habe. Es wäre durchaus nicht das erste Mal, vielmehr wissen wir das von unserer spätesten Quelle P längst und wundern uns nicht darüber.

Ich spreche als ein Vertreter gerade der alttestamentlichen Schule, die hier wohl wesentlich gemeint und in ihrem namengebenden Haupte Wellhausen genannt ist. Ich muß die zwischen den Zeilen zu lesende Behauptung des Stillstands auf unsrem Gebiete auch für uns ablehnen: wie lebendig es vollends um uns her ist, davon hat selbst der umsichtige Verfasser jenes mahnenden Aufsatzes schwerlich einen zulänglichen Begriff. Es ist bei uns heute geradezu Alles nicht nur möglich, sondern auch wirklich, und an solchen, die so oder so Schliemanns und Dörpfelds Methode anwenden, wenigstens in ihrem ersten Teil, ist wahrlich kein Mangel. Möchte ihnen das Glück ebenso günstig sein! — wir wollen derweil Sorge tragen, daß unsre Augen hell bleiben, damit wir die unerläßliche Prüfung vollziehen können, die unsres Amtes ist. K Budde

Der Islam und die christliche Mission

Soll man in islamischen Ländern Mission treiben? Diese Frage ist zu verschiedenen Zeiten je nach dem Standpunkt und den Erfahrungen des Urteilenden sehr mannigfach beantwortet worden. Nicht nur liberale Theologen haben davon abgeraten, selbst orthodoxe protestantische und katholische Missionare sind unter Beibehaltung ihrer prinzipiellen Stellung geneigt gewesen, die Mohammedanermission wegen ihrer großen Schwierigkeiten und ihrem notorischen Mißerfolg vorerst für untunlich zu halten. Das ist in den letzten Jahren anders geworden, wie jeder weiß, der die Missionsliteratur nur einigermaßen verfolgt hat. Der Islam hat so riesige Fortschritte gemacht, daß die christliche Mission fast überall im Missionsfeld nicht mehr allein dem animistischen Heidentum, sondern dem Islam als Konkurrent im Kampf um die Seele der primitiven Völker gegenüber steht. Der Islam kann nicht mehr umgangen werden, man muß sich mit ihm auseinandersetzen, ja der Kampf mit dem Islam wird in den Kolonialländern — von den noch selbständigen islamischen Ländern ganz zu schweigen — als die Hauptaufgabe nicht nur einer speziellen Mohammedanermission, sondern der Heidenmission schlechthin empfunden. Das ist in Niederländisch Indien ebenso wie in Deutsch- oder Englischafrika. Auch weiteren Kreisen ist diese Sachlage bekannt geworden durch die zwei Werke, in denen die Verhandlungen der Cairoer Mohammedanermissionskonferenz zum Abdruck gelangten.

Die erste Vorbedingung für eine erfolgreiche Mohammedanermission ist die Kenntnis des Islam, um die es bisher in Missionskreisen recht schlecht bestellt war. Wer als philologischer Islamforscher gelegentlich einen Blick in diese Literatur warf, konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. Polemik und Apologetik können zur Erbauung der Gemeinde wohl von falschen Voraussetzungen ausgehen, aber im Kampfe mit dem Feind ist die Kenntnis des tatsächlichen Standpunktes des Gegners unerläßlich. Die Theorie war hier der Praxis eine gute Spanne voraus: nur wenige — ich nenne hier rühmend Würz und Simon — gingen auf die grundlegenden Arbeiten eines Goldziher oder Snouck Hurgronje zurück.

Bei dieser Sachlage ist es eine Freude davon berichten zu können, daß die Missionsliteratur in den letzten Monaten durch zwei Werke bereichert wurde, die sich mit voller Sachkenntnis über die immer wichtiger werdende Islamfrage äußern, G. Simons Islam und Christentum im Kampfe um die Eroberung der animistischen Heidenwelt*) und C. Mirbts Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten.**)

Mirbt schreibt als warmer Missionsfreund, nicht als idealistischer Praktiker, sondern als kritischer Theoretiker, der über den Verhältnissen steht. Die Islamfrage ist nur eins der vielen Probleme seines Buches, das, wie der Titel besagt, das Verhältnis von Kolonial-Politik und Mission nach allen Seiten hin beleuchtet. Fußend auf einer sorgfältigen Aufnahme des Tatbestandes in den deutschen Kolonien behandelt es die religiös christliche Bildung der Eingeborenen, ihre Erziehung zur Arbeit, das Schulwesen, die missionarische Wohlfahrtspflege und die Christianisierung des Volkslebens in gesonderten Abschnitten. Dann folgt ein eigenes Kapitel über die Stellung der Mission zu den nichtchristlichen Religionen, unter denen der Islam die erste Rolle spielt und schließlich eine meisterhafte Erörterung der zahlreichen Probleme, die sich aus der Koexistenz des Staates und der Mission auf afrikanischem Boden ergeben. Ein solches Handbuch hat bisher gefehlt; es ist ein unentbehrliches Nachschlagebuch für jeden Kolonialpolitiker wie für jeden Theologen oder Allgemeingebildeten, der sich über die Missionsverhältnisse in den deutschen Schutzgebieten, die Statistik, die Rechtslage und Anderes unterrichten will.

Derartige Nachschlagewerke vermag man in einer kurzen Besprechung nie ganz zu würdigen; deshalb beschränkt sich Referent auf das Kapitel über die Islamfrage, in dem Mirbt sich mit einer Arbeit des Referenten nachdrücklich auseinandersetzt. Nach einer kurzen Skizze der Geschichte des Islam in Afrika fragt Mirbt nach den Gründen seiner auch heute, ja heute besonders lebhaften Verbreitung und findet sie einmal in der Ueberlegenheit des Islam über das Heidentum, dann in seiner Tendenz sozialer Nivellierung (Ausgleichung der Rassenunterschiede usw.) und in seiner Anpassungsfähigkeit an heidnischen Volksglauben. Dazu kommen als fördernde Momente die durch Europa in Afrika geschaffene Sicherheit, die Hebung des Verkehrs, der Gegensatz gegen den Europäer, die Stärkung der Autorität eingeborener Herrscher und andere notwendige Folgen einer verständigen Eingeborenenpolitik. Das Mittel, durch das sich der Islam ausbreitet, ist eine intensive Mission nicht durch ad hoc ausgesandte Missionare, sondern durch alle seine von lebendigem

*) Berlin, Martin Warneck 1910. 487 S. 6 Mk.

**) Tübingen, J. C. B. Mohr 1910. 299 S. 6, gebunden 7,50 Mk.

Missionierungsbedürfnis durchdrungenen Bekenner. Jeder Mohammedaner ist ein Missionar.

Welche Aussichten hat nun daneben das Christentum? Ohne die Schwierigkeiten zu verkennen, sieht Mirbt die Sachlage optimistisch an und meint, die unendliche Ueberlegenheit der christlichen Liebestätigkeit, der höheren Zivilisation und der reineren Sittenlehre müßten auf die Dauer dem Christentum den Sieg verschaffen. Am Ende seines Buches kommt Mirbt nochmals auf diese Frage zurück und erörtert die Stellung des Staates zu Christentum und Islam, wobei er seine den Anschauungen des Referenten völlig entgegengesetzten Ansichten entwickelt. Bevor wir auf diese wichtigste Frage eingehen, müssen wir erst das oben genannte Buch des Missionars Simon kurz analysieren. Es steht in den schließlichen Forderungen den Mirbtschen Thesen nahe, es begründet sie nur, seinem Titel entsprechend, sehr viel ausführlicher.

Gottfried Simon hat als rheinischer Missionar elf Jahre lang auf Sumatra gewirkt und kennt den Islam aus täglicher Berührung. Nirgends steht die Mission in so intensivem Kampf mit dem Islam wie in Niederländisch-Indien, nirgends hat sie so vorzügliche Erfolge zu verzeichnen, nirgends ist endlich für die Erforschung des Islam so viel getan wie gerade dort, wo der erste Kenner des lebenden Islam, C. Snouck Hurgronje, sechzehn Jahre lang gewirkt hat. Diese holländischen Forschungen sind mustergültig für alle Kolonialvölker. Natürlich hat sie Simon ausgiebig verwertet; in seinem Buche vereint sich also gründliche wissenschaftliche Kenntnis mit reicher praktischer Erfahrung; es wird getragen von dem Geist nüchterner Beurteilung der Verhältnisse und vergoldet von einem sympathischen, aber für diese schwere Aufgabe auch unerläßlichen Enthusiasmus. Möge Simons „Islam und Christentum" das bisher übliche Handbuch der Missionare, Zwemers „Islam", recht bald überall ergänzen.

Simon schildert uns in übersichtlicher Gruppierung 1. den Uebergang des Heiden zum Islam, 2. den sittlich-religiösen Zustand des Heidenmohammedaners und 3. den Uebertritt des Mohammedaners zum Christentum. Trotz anfänglicher Abneigung gegen den in mancher Hinsicht auch recht unbequemen Islam läßt sich der Heide doch oft rasch gewinnen, besonders weil der Islam als etwas Höheres und Vornehmeres an ihn herantritt. Der Mohammedaner buhlt nicht um die Gunst des Heiden, er reizt ihn durch Betonung seiner Ueberlegenheit. Das wirkt natürlich besonders auf die Frauen; unbeschnittene Jünglinge bekommen keine Frauen. Das ist in Deutschostafrika genau so wie auf Sumatra. Obwohl der Islam die Stellung der Frau oft verschlechtert, wollen die jungen Mädchen nur Mohammedaner als Gatten; es ist eben vornehmer. Wenn einheimische Sultane den Islam annehmen, haben sie natürlich ein gewisses Interesse daran, daß ihre Untertanen ihnen folgen. Cujus regio, eius religio — ist ein zu natürliches Staatsprinzip. Der Kleiderhändler, Mohammedaner wie alle von der Küste kommenden sogenannten Malaien, hat ein Interesse an der Bekehrung; er setzt seine Ware besser ab; der Mohammedaner ist überall schon an der ausgebildeten Tracht von dem mehr oder weniger nackten Heiden zu unterscheiden. Auch ist es natürlich vornehmer „in der Montur zu glänzen vor den Mädchen." Diese Beispiele zeigen, welchen Begleitumständen der Islam im Einzelnen seine Förderung verdankt, und es wurde oben schon gesagt, daß die Kolonialregierungen diesen Prozeß noch wider Wissen beschleunigen. Das Abenteuerlichste über die Machtstellung des Islam in der Welt, über die Vasallität der europäischen Mächte gegenüber dem Sultan wird von den Eingeborenen ruhig geglaubt, bei besserer Kenntnis der Tatsachen wird ein endgültiger Sieg der islamischen Sache, eine Vertreibung der Fremden usw. erhofft. Simon sagt nicht unrichtig, der Islam sei die Organisierung der kulturlosen Masse gegenüber Europa. Alle diese Momente bestimmen neben der religiösen Predigt, die Simon eingehend analysiert, den Eingeborenen zum Uebertritt in den Islam. Die religiöse Bekehrung wird erleichtert durch die Rückenstärkung, die die islamische Halbbildung und religiöse Lehre den sich auflösenden Kräften des heidnischen Animismus dadurch gewährt, daß sie diese sich assimiliert. Der islamische Zauber ist kräftiger.

Enthält der erste Abschnitt sehr viel tatsächliches Material, so ist der zweite mehr eine Kritik der Wirkung des Islam vom missionarischen Standpunkte aus. Die meisten Vorwürfe sind zweifellos berechtigt. Der Islam treibt z. B. den Animismus nicht aus. Aber blüht und gedeiht der Animismus in Europa auf dem Lande und in ungebildeten Volksschichten nicht genau ebenso? Manches, was man hier liest, ebenso wie in dem Schlußabschnitt, könnte gerade so gut gegen den Katholizismus wie gegen den Islam geschrieben sein. Gewiß vergewaltigt der Islam das Volkstum, so weit er kann; aber tut das Christentum nicht das Gleiche? Zwar sucht man es zu erhalten, aber der „Bruch mit dem Heidentum", der Individualismus, der an Stelle des ethnischen Kollektivismus tritt, ist hier wie dort, was Erhaltung des Volkstums betrifft, der gleiche. Die ganz islamischen ethnischen Gemeinschaften haben doch eine ungeheure Menge uralten Volkstums erhalten, mehr als irgend eine christliche Gemeinschaft. Daß die Ideen, die an Stelle der primitiven Vorstellungen treten, im Christentum höhere sind als im Islam, ist natürlich selbverständlich. Wir dürfen bei solchen Kritiken nie vergessen, daß der Islam von vielleicht niedriger stehenden, jedenfalls von unentwickelteren Völkern propagiert wird. Daß er bei hochkultivierten Orientalen etwas ganz Anderes ist, beweisen die Schriften eines Gazālī für das Mittelalter, eines Syed Ameer Ali (Vertreter der indischen Mohammedaner im Rate des Vizekönigs) für die Gegenwart. Letzterer steht in der Kritik seiner eigenen Religion etwa auf dem Standpunkte des protestantischen Rationalismus von der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Ich halte es nur für eine Frage der Zeit, daß der gebildete Islam auch den einen letzten Schritt tut und zur entwickelungsgeschichtlichen Religionskritik übergeht. Vergessen wir nicht, daß auch im Christentum dieser Schritt noch lange nicht überall getan ist.

Diese Bemerkungen sollen davor warnen, die Schuld an der derzeitigen Rückständigkeit der islamischen Völker ihrer Religion zuzuschreiben. Rasse, Klima, Geschichte und andere Faktoren spielen dabei die größere Rolle. Aber gewiß enthält der volkstümliche Islam schwere Schäden und große Gefahren, und mit diesem volkstümlichen Islam haben wir es zunächst überall zu tun. Aber auch beim Islam wird allmählich ein neuer Morgen tagen. Referent hält es für ganz ausgeschlossen, daß das Christentum als Religion dort große Erfolge haben wird, wo der Islam herrscht. Aber es wird kulturell außerordentlich befruchtend wirken und jene Völker darin unterstützen, ihren Islam auf die Höhe seiner großen geistigen Führer und darüber hinaus zu entwickeln; Mohammedaner werden sie dabei doch bleiben.

In dieser Ueberzeugung wurde Referent besonders durch den dritten Teil des Simonschen Buches bestärkt, obwohl Simon natürlich das Gegenteil erhofft. Hier führt uns der Verfasser in das schwierige Gebiet der Mission am Mohammedaner. Nur zögernd legt Simon seine Erfahrungen vor; sie sind der wertvollste Teil seines Buches. Der Mohammedanerchrist bleibt Animist, bleibt autoritätsgläubig (d. h. abhängig vom christlichen Lehrer wie vorher von seinem Molla), fragt nach Verdienst und nicht nach der Gesinnung, solange die Antithese seines Glaubenslebens Mohammed-Jesus heißt. Erst wenn er den Gottesbegriff ändert, wenn er von Allah zu dem Gottessohn Christus übergeht, dann ist die wirklich christliche Gesinnung zu erhoffen. Vorher war es nur eine Namensänderung, jetzt ist es eine veränderte religiöse Position. Wenn Simon Recht hat — und man wird ihm Recht geben müssen — so hat nur eine ganz stramm orthodoxe und zwar protestantische Mission wirkliche innerliche, wenn auch numerisch schwache Erfolge zu erhoffen. Die katholische Mission wird vielleicht größere äußere Erfolge haben, aber die Ideale, die Simon vorschweben, sind durch und durch unkatholisch und schwer, sehr schwer erreichbar. Solche Christen, wie sie Simon unter den Schwarzen zu erziehen hofft, dürften in europäischen Großstädten mit der Laterne zu suchen sein.

Aber ist die Bekehrung der Schwarzen wirklich notwendig? Sollte man sie unter diesen Umständen nicht lieber ruhig Mohammedaner werden oder bleiben lassen? Gar manche Praktiker

denken so. Mit Unrecht. Die zum mindesten teilweise Christianisierung der Eingeborenen liegt allerdings nicht so sehr im Interesse des Christentums als im Interesse des Staates. Das Christentum der Schwarzen wird noch auf lange Zeit hinaus minderwertig sein, aber es wird sie verhindern den Islam anzunehmen. Eine einheitliche Islamisierung unserer Kolonien ist aber eine zweifellose Gefahr für die deutsche Herrschaft. Man braucht sich nicht vor internationalen Betätigungen des Panislamismus zu fürchten, aber vor der geschlossenen inneren Opposition gegenüber der Kolonialmacht. Diese Opposition ist unausbleiblich und sie würde auch in rein heidnischen und rein christlichen Kolonialgebieten auftreten. Aber der Islam organisiert besser und verfügt über zündendere Schlagworte. Mit Gewaltpolitik wird sich dagegen nichts ausrichten lassen, wohl aber mit neutraler, vom Staat unabhängiger christlicher Propaganda in bisher islamfreien Gebieten. Die Regierung sollte sich zu einer konsequenten Religionspolitik entschließen, ehe es zu spät ist. Man könnte den Missionen freie Hand lassen, es müßte nur ein großzügiger Plan der ganzen Christianisierungsbewegung möglichst auf internationaler Basis erwogen werden. Dazu gehört eine gewisse Kontingentierung. Um Zeit und Kraft zu sparen, sollte man in ganz islamischen Gebieten jegliche Mission unterlassen und dem Islam nur dort entgegentreten, wo er sich erst zu rühren beginnt. Diese Gedanken hat Referent ausführlich in der „Internationalen Wochenschrift" vom 19. Februar 1910 (4. Jahrgang Nr 8) dargelegt und begründet. Aber leider machen die parlamentarischen Verhältnisse und die unter klerikalem Einfluß entstandene Schutzgebietsgesetzgebung jede konsequente Politik unmöglich. Man überläßt die Sache einfach dem Zufall. Die Kräfte werden zersplittert; an den wichtigsten Stellen macht man sich Konkurrenz. Der Islam wird der tertius gaudens sein. Es ist tief schmerzlich zu sehen, wie die unseligen Verhältnisse des Mutterlandes sich verzerren und komplizieren in den Kolonien, und die Regierungen müssen mit gebundenen Händen zusehen. Unsere Enkel werden den Schaden davon haben.

Bei so bedauerlichen Perspektiven erfüllt der Enthusiasmus und der Idealismus, der aus den besprochenen Büchern herausklingt, mit doppelter Genugtuung. Er möge stets die Triebkraft der Missionen bleiben. Aber auch der nüchterne Politiker, wie immer seine religiöse Stellung sei, vergesse nicht, daß dieser Idealismus ein Werk versucht, das neben seinen idealen Zielen auch recht praktische politische Erfolge zeitigt. Wer die Mission nicht aus religiöser Ueberzeugung zu fördern vermag, der unterstütze sie aus nationalem Interesse. C H Becker

Tagung für kirchliche Volkskunst

Im Anschluß an den Evangelisch-sozialen Kongreß fand am 19. und 20. März in Chemnitz die erste Tagung für kirchliche Volkskunst statt, veranstaltet und geleitet von D. David Koch, dem Herausgeber des Christlichen Kunstblatts, mit vorbereitet und gefördert von Pastor Herz.

Den Volksabend, der die Verhandlungen einleitete, eröffnete ein Orgel-Vortrag des blinden Chemnitzer Organisten Pfannstiehl, dessen Kunst die Kongreßbesucher auch bei der Besichtigung der Jakobikirche Gelegenheit hatten zu bewundern. Geistliche und weltliche Volksweisen, vom Jakobikirchenchor unter der feinsinnigen Leitung des Kirchenmusikdirektors Mayerhoff vorgetragen, folgten. Den zweiten Teil füllte Kochs Vortrag über literarische und künstlerische Probleme der Volkskunst aus.

Das Schwergewicht der Tagung ruhte in der Versammlung vom 20. Mai. Herz begrüßte. Koch entwickelte ein überreiches Arbeitsprogramm für künftige Tagungen: Kunst, Theologen und Architekten, Wettbewerb und Kirchenbausorgen, Monumentalmalerei, Kirchen- und Wandschmuck, offene Kirchen, Kirchenmusik, kirchliche Volkskonzerte usw. Den ersten Vortrag hielt Professor Cornelius Gurlitt. Er sprach über das kirchliche Kunstgewerbe. Manches kostbare Erzeugnis des kirchlichen Kunstgewerbes vergangener Zeiten schlummert in den Schränken der Sakristeien, oft den Einheimischen selber unbekannt. Diese alten Schätze müssen hervorgeholt und zur Schau gestellt werden, daß Jeder im Orte weiß, was seine Kirche für Wertstücke besitzt. Verfehlt ists, sie in Museen, diese Totenkammern zu geben. Darum Vorsicht vor denen, die das Land ausplündern! Wenig Freude bereitet dagegen in dieser Hinsicht der Besuch der neuen Kirchen. Das Geld zum Bau ist bewilligt. Nun wird mit Luxus gebaut. Wenn es dann zur inneren Ausstattung kommt, muß gespart werden. Man kauft billige Sachen. Ein guter Haushalter folgt dem Grundsatz: ich bin nicht wohlhabend genug, um Schund zu kaufen. Schund ist aber alles unechte Material. Das Material ist unecht, wenn es mehr bedeuten will als es ist, also etwa Alfenid und Neusilber, das sich für echt ausgibt, Zinn, das versilbert ist. Oft wird das Vorhandensein eines Schundobjekts mit einem milden Stifter entschuldigt, dessen Gabe man aus naheliegenden Gründen nicht zurückweisen konnte. Diese milden Stifter sind eine Gefahr für echte Kunst. Eine ebensolche Gefahr bedeutet die Ausschreibung einer Konkurrenz, die sich meist durch ihre Ergebnisse selbst widerlegt. Am nächsten liegt es, sich auch bei der Beschaffung von kunstgewerblichen Gegenständen an einen Künstler zu wenden. Aber da zeigen sich Schwierigkeiten. Einmal will der Künstler von seiner Kunst leben: seine Erzeugnisse sind nicht billig. Zum Anderen differieren der Geschmack des Künstlers und die Ansprüche der Gemeinde. Welcher Weg führt zur Besserung dieser Zustände? Gäbe es den Weg, so wäre kein Kongreß nötig. Die Hauptaufgabe liegt freilich klar zu Tage: die Differenz zwischen dem Geschmack des Künstlers und dem der Gemeinde muß überwunden werden. Diese Differenz, früheren Zeiten fremd, ist dadurch entstanden, daß die Kirche erklärte, nur das Mittelalterliche sei kirchlich. Sie wird schwinden, wenn der Wahn überwunden ist, daß ein Künstler mit dem Kopf der alten Meister denken und schaffen könne, und wenn es wieder selbstverständlich ist, daß der Künstler für seine Zeit aus seiner Zeit, d. h. modern schafft. Wenn unser deutsches Kunstgewerbe jetzt in Brüssel einen Triumph feiert, wenn wir daran denken, in Paris und London deutsche Kunstgewerbeausstellungen zu veranstalten, so ist das nur dadurch möglich geworden, daß wir uns entschlossen haben, modern zu werden. Diese Freude am Fortschritt wird auch nicht durch die Sucht nach dem absolut Neuen getrübt, wie sie zeitweilig hervortrat. Denn diese Sucht war nur ein Uebergang. Mit der Bevorzugung des künstlerischen Einzelerzeugnisses und der Betonung des persönlichen künstlerischen Schaffens im Sinne unserer Zeit wird schließlich die Vorliebe für innerlich unwahre und deshalb unkirchliche Massenerzeugnisse, die äußerlich glänzen, aber innerlich wertlos sind, von selbst schwinden.

In der Diskussion wurde angeregt, die kirchlichen Kunstschätze etwa am Kirchweih- und am Reformationsfeste auszustellen. Ferner schlug Koch vor, daß die Pfarrer kleine kunsthistorische Monographien ihrer Kirchen schreiben sollten, ein Vorschlag, der für das Königreich Sachsen durch die „Kirchengallerie" wie auch durch die vom Staate unternommene Inventarisation der Kirchen bereits verwirklicht ist.

Unsere gegenwärtige Lage und Aufgabe im evangelischen Kirchenbau behandelte Superintendent Brathe aus Wansleben, der Verfasser des 1906 erschienenen Buches „Theorie des evangelischen Kirchengebäudes". Seine Ausführungen gipfelten in einer Resolution, die in folgendem Wortlaut angenommen wurde:

> Im Interesse der weiteren Entwicklung der Kirchenbaukunst muß gefordert werden, daß bei großen und kleinen Kirchen auf den Anschluß an die Formensprache vergangener Zeiten verzichtet und für neuzeitliche Aufgaben auch der neuzeitliche Ausdruck im Sinne der Heimatkunst gesucht werde.

Mit der Wendung „im Sinne der Heimatkunst" wollte sich der Redner gegen den Verdacht schützen, als wisse er nicht die lokale Tradition zu respektieren. Eine lebhafte Aussprache bewegte sich um die Frage nach dem Verhältnis des schaffenden Künstlers zur bauenden Gemeinde. Brathe hatte betont, daß es keinen einheitlichen Protestantismus, deshalb auch kein einheitliches Schema für den Kirchenbau geben könne. Reformiertes

und lutherisches Bekenntnis gehen neben einander her, dazu blüht der Neuprotestantismus auf. So ist es die erste Aufgabe des Künstlers, nach den religiösen und Kultanschauungen zu fragen. Welcher Richtung gehört die bauende Gemeinde an? Welche kultischen Formen gelten? Soll Altar oder Kanzel Zielpunkt der Anlage sein? Dagegen wurde von anderer Seite für den Künstler das Recht beansprucht, auch für die Form des Gottesdienstes Vorschläge zu machen, und Gurlitt sprach es aus: Im Kampf gegen die Liturgie sind wir vorwärts gekommen, und Koch spitzte das Problem zu: Muß der Künstler kirchlich gesinnt sein? Gewiß verschiebt gerade diese Formulierung die Sachlage ein wenig, beleuchtet aber grell die Schwierigkeit der Frage.

Zuletzt sprach Architekt Kolbe aus Loschwitz über Wichtige Fragen der Grabmalskunst.*) Da er seit Jahren an der Arbeit ist, diese Kunst aus ihrer Aschenbrödelstellung zu erlösen, trat er nicht nur als Kritiker eines irregeleiteten Geschmacks auf, sondern konnte mit einer stattlichen Reihe positiver Vorschläge aufwarten. Gegenüber den häufig sich findenden Geschmacklosigkeiten (überladene und stillose Formen, ungeeignetes Material wie Zement, Glas und Blech, schwarz glänzende Glastafeln mit Goldschrift, unmögliche Engel, Glasbläserei, Blechkränze, schlecht verteilte Schrift, unruhige Gitter) wies er auf die Erfordernisse eines guten Grabmals hin: edle, schlichte, monumentale Formen, nur der beste figürliche und ornamentale Schmuck, gut verteilte Schrift, geschickte Bepflanzung und — das Wichtigste — echtes Material. Als solches kommt vor allem in Frage Granit, Muschelkalk, Porphyr, farbiger Marmor, harter Sandstein, Bronze, Eisen. Schwarzer Syenit wirkt zu düster, weißer Marmor zu kalt, wenigstens in unserm Klima; einen unharmonischen Eindruck macht die Verbindung des schwarzen polierten Syenits mit weißem Marmor; polierter Granit glänzt zu grell. Im Uebrigen sei es um so leichter, für edle Grabmalskunst zu wirken, als tatsächlich ein gutes, vornehmes Grabmal sich meist billiger stelle als die geschmacklosen Erzeugnisse des künstlerisch nicht geschulten Steinmetzen. Zuletzt erweiterte der Redner sein Thema, indem er sich auch der Friedhofskunst zuwendete.**)

In der Aussprache wurde Ausstellung geeigneter Abbildungen in den Kirchenexpeditionen und anderen passenden Oertlichkeiten empfohlen. Wege wurden gesucht, wie vor allem die Gebildeten für eine Veredlung der Grabmal- und der Friedhofskunst zu interessieren seien, und Professor Paul Schumann verteidigte auch mit Beziehung auf das Beispiel Münchens den Gedanken einer künstlerischen Zwangserziehung durch die Friedhofsordnungen. Ein sogleich gewählter Ausschuß versprach, im Königreich Sachsen eine Reform der Grabmal- und Friedhofskunst zu verfolgen.

Drei Gedanken zum Schluß. Zum Ersten. Es fiel auf dem Kunsttag das Wort von der Symbiose des Evangelisch-sozialen Kongresses und des Kunsttages. Das Wort mag gelten, wenn es den äußeren Zusammenhang der beiden Vereinigungen bezeichnen soll. Es ist vernünftig, wenn der Kunsttag auch künftig im Anschluß an den Kongreß stattfindet. Dadurch sichert er sich bei der notorischen Aufnahmefähigkeit und Arbeitsamkeit der Kongressisten einen stattlichen Besuch. Aber ablehnen möchte ich im beiderseitigen Interesse eine biologische Deutung des Ausdrucks, als ob die beiden in einander wachsen und einer des anderen Funktionen übernehmen sollte. Es ist keine Gefahr, daß sich der Kongreß in den Kunsttag drängt. Aber die Aufgabe des Kongresses ist so bestimmt umschrieben, daß auch er kein Eindringen der Probleme der Kunsterziehung verträgt. Es sei denn, daß es sich um Fragen von zugleich ausgesprochen sozialem Charakter handelt. So darf man wohl hoffen, daß der Kongreß demnächst ein außerordentlich brennendes Problem behandelt: Schauspieler- und zumal Schauspielerinnenelend.

Zum Andern. Auf dem Kunsttag ist viel wertvolle Kleinarbeit in Vortrag und Aussprache geleistet worden. Auch die gleichzeitige Ausstellung für kirchliche Volkskunst muß hier rühmende Erwähnung finden. Solche Kleinarbeit ist unerläßlich und segensreich. Aber sie birgt die Gefahr in sich, daß sie zur Kur auf Symptome wird und man nicht immer das Hauptziel im Auge hat, nämlich das Uebel an der Wurzel zu fassen. Das Altargerät aus versilbertem Zinn und das mit Oelfarbe bestrichene Steinmaterial sind Symptome. Das innere Leiden, das sie offenbaren, ist die Neigung zum Schein, zur Unnatur, zur Unwahrhaftigkeit. Gewiß ist es ein Fortschritt, wenn man z. B. nicht zu einem beliebigen Grabmalsfabrikanten läuft, sondern bei einem kunstverständigen Pfarrer sich Rat holt und ihn um Auskunft über geeignete Bezugsquellen angeht. Aber es genügt doch noch nicht, wenn eine bessere Autorität eine schlechtere ablöst. Von sich aus soll Jeder entscheiden können, was künstlerisch wertvoll und was wertlos ist. Um diese Entscheidung treffen zu können, muß man ein innerlich wahrer Mensch sein. So notwendig und segensreich daher alle kunsterzieherische Kleinarbeit ist, den besten Dienst leisten Prediger und Lehrer unseren Bestrebungen, wenn sie Kanzel und Katheder und jede andere geeignete Gelegenheit wahrnehmen, um zu voller innerer Wahrhaftigkeit zu erziehen. Denn im letzten Grunde handelt es sich bei den Reformbestrebungen auf künstlerischem und zumal auf kunstgewerblichem Gebiete um ethische Werte. Was ein innerlich wahrer Mensch tut und wählt, wird immer geschmackvoll sein. Diese Randbemerkungen sind keine Kritik dessen, was auf dem Kunsttag gesprochen worden ist, sondern nur eine Ergänzung und Unterstreichung.

Zum Dritten. Künstler und Kunstgelehrte haben gesprochen. Aber in der Mehrzahl kamen Leute zu Worte, die nicht als Männer vom Fach angesprochen werden können. Zu ihnen gehört auch der beredte, unermüdlich für seine Sache tätige Leiter. Er darf mit dem Verlauf des Kunsttages recht wohl zufrieden sein. Die Wirkungen werden nicht ausbleiben. Darum ist es keine Selbstüberhebung — wir bleiben der uns gezogenen Schranken uns voll bewußt —, aber ein Akt der Selbstbehauptung, wenn wir mit Befriedigung konstatieren, daß wir Laien auf kunsthistorischem und kunstkritischem Gebiete doch unsrer Kunst und unserm Volke Dienste leisten können. Der Kunsttag hat gezeigt — und das sehe ich als einen wertvollen Ertrag an —, welche Kraft einem ernsten Dilettantismus innewohnt.

Hans Weichelt

*) Vergl. 1909 Nr. 9: Friedhofskunst.

**) Vergl. 1907 Nr. 34: Friedhofsästhetik.

Verschiedenes

Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten. Von D. C. Mirbt, Geh. Kons. Rat und Professor in Marburg. Tübingen, J. C. B. Mohr, 1910. 299 S. 6, gebunden 7,50 Mk.

Was die christliche Mission, katholische wie protestantische, für unsre deutschen Schutzgebiete bedeutet, was sie im Einzelnen leistet, wie ihre Arbeitsmethoden sind, wie sie den nichtchristlichen Elementen gegenübersteht, wie sie als ein Faktor in der ganzen Kolonialpolitik zu werten ist, diese Fragen erhalten in dem vorliegenden Buche eine eingehende Beantwortung. Ein zeitgemäßes Thema in der Tat! Es reiht sich als dringend der Bearbeitung bedürftig den zahlreichen Publikationen an, welche heutzutage der Fortschritt unsrer Kolonien auf der einen Seite, das Leben der Mission auf der andern Seite jährlich hervorruft. Schon der äußere Anlaß, dem das Buch sein Entstehen verdankt, die Tatsache, daß das Hamburgische Kolonialinstitut im Sommer 1909 dem Verfasser den Auftrag gab, über das Missionswesen in unsern Kolonien zu lesen, zeigt, daß auch in den bekannten „weiten Kreisen" dem Gegenstande Aufmerksamkeit entgegengebracht wird.

Die Art, wie Mirbt seine Aufgabe bewältigt hat, verdient die vollste Anerkennung. Mit einer klaren, gut gegliederten Darstellung verbinden sich als hervorstechende Züge des Buches ruhige Objektivität, quellenmäßige Sorgfalt und Korrektheit; daneben spürt man als letzte Triebkraft, die hinter der Arbeit steht, eine warme Sympathie mit dem Gegenstande, wenn diese sich auch nicht grade in besonderen Worten breit macht. Nach dem ersten missionstheoretischen Kapitel (Organisation und Ausdehnung der christlichen Mission) gibt uns Kapitel 2 einen bequemen Ueberblick über die in den deutschen Kolonien tätigen Missionsgesellschaften. Besonders wertvoll sind die dann folgenden Kapitel 3—7, weil sie denjenigen, die der Missionssache noch fernstehen oder geradezu abgeneigt sind, klar und nachdrücklich die nützliche Wirksamkeit der Missionare vorführen (religiös-sittliche Erziehung der Eingebornen; Erziehung zur Arbeit; Schule; missionarische Wohlfahrtspflege; Christianisierung des Volkslebens). Das 8. Kapitel (die Mission und die nichtchristlichen Religionen) behandelt eigentlich nur die Lage des Christentums dem Islam gegenüber, für unsre Kolonien freilich auch entschieden die wichtigste Frage. Sehr eindrucksvoll treten dann im letzten Kapitel (Kolonialpolitik und Mission) jene Erörterungen an den Schluß, die vom politischen und rechtlichen Ge-

sichtspunkt her die Mission würdigen, auslaufend in den Abschnitt: Mission und weiße Bevölkerung, worin der Antagonismus zwischen Missionar und Europäertum im Auslande eine Beleuchtung empfängt.

Mir scheint, auch wer als Gegner der Mission die Ausführungen mit einigem Nachdenken durchliest, muß von ihnen eine gewisse Korrektur seiner Stellung empfangen. Die nüchtern wissenschaftliche Darlegung, welche ruhig das Gewicht der Sache selbst wirken lassen kann, es aber auch mit völliger Beherrschung des Stoffes wirken läßt, hat etwas Durchschlagendes. Nur dann freilich werden die Gegner sich schwerlich besiegt fühlen, wenn das Urteil des Verfassers im Grunde auf prinzipiellen Anschauungen ruht, wie bei der Einschätzung vom Islam und Christentum (bes. S. 266 f.), wo doch schließlich die wissenschaftlich nicht rein zu erledigende Frage nach der kulturellen Kraft einer Religion von größter Tragweite ist, oder bei der Behauptung S. 27, es stehe über aller Kontroverse, daß von dem Christentum tiefgreifende Wirkungen ausgegangen seien wie von keiner andern Religion, wo es sich wiederum fragt, ob all die Wirkungen, welche der Verfasser im Auge hat, wirklich dem Christentum zu Gute zu schreiben sind. Ueber aller Kontroverse steht das jedenfalls nicht, wenn wir Theologen es auch gern als selbstverständlich ansehen.

Das Hauptaugenmerk ist durch das ganze Buch hin auf die Zustände und Probleme unserer afrikanischen Kolonien gerichtet. Das ist ja recht und natürlich, denn dort liegt der Schwerpunkt all unsrer Kolonialarbeit. Immerhin bedaure ich, daß nicht Kiautschou doch etwas mehr herausgearbeitet ist. Es ist zwar ein verhältnismäßig unbedeutendes Gebiet, aber die dortige Missionsarbeit steht vor vielfach eigenartigen Verhältnissen, welche bei Erörterung des Problematischen und Prinzipiellen mir nicht zu ihrem Rechte gekommen zu sein scheinen. So sind Ahnenkultus und Opiumfrage so gut wie gar nicht berührt. In Kapitel 8 hätte die religiöse Art des Chinesen und die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten ein näheres Eingehen verdient. Daß dem Verfasser die chinesische Welt ferner liegt und er über ihre Probleme leichter hingleitet, trat mir gleich auf S. 4 entgegen, wo von der Selbständigkeit der Missionsarbeit neben der staatlichen Macht die Rede ist und diese Unabhängigkeit für China kurz mit dem Argumente gestützt wird, daß der Hauptschauplatz der Mission in China doch nicht etwa das deutsche Kiautschou oder das englische Hongkong sei. Aber damit ist nichts erwiesen. Die Frage ist vielmehr: Wer hat den Missionaren ihre Erfolge im Innern ermöglicht? Wer bahnt ihnen bis heute den Weg ins Innere? Wer schützt sie im Inland? Daß das in China die europäischen Staaten mit ihren Machtmitteln tun, läßt sich meines Erachtens nicht leugnen. Die Tatsache liegt vielmehr in China klar am Tage, daß die protestantische Mission dort ohne Staatshilfe (d. h. von 1808—1840) trotz aller hingebenden Arbeit einfach erfolglos war. Ein Eingehen auf die chinesischen Verhältnisse hätte an dieser Stelle wie an anderen die Beurteilung kompliziert und erschwert, aber es wäre dadurch auch noch mehr Farbe und Mannigfaltigkeit in das Buch hineingekommen. All das soll den Dank für die wertvolle Gabe nicht beeinträchtigen, der Verfasser berücksichtigt es vielleicht bei einer zweiten Auflage.

Hie und da begegnen Fremdwörter, die nicht ohne weiteres jedem Leser verständlich sind, so z. B. Senana (S. 21), Bambusen, (S. 127 u. 188). Die adhaerents S. 22 sollten adherents sein.

Heinrich Hackmann

Gut Deutsch und Evangelisch Allewege. Heft 1 bis 13, reich illustriert. Von Urban und Anderen. Potsdam, Stiftungsverlag 1910. Je 16 S. und 10 Pfg., das Hundert 8 Mk.

1. Santa Izabel. 2. Esperanza. 3. Deutsche Weihnachten im Urwalde. 4. Deutsch-Russengemeinden in Argentinien. 5. Eine Amtsreise in Brasilien. 6. Deutsche Hausfrauen im Urwald. 7. Messina-Palermo. 8. Ein Sonntag in der argentinischen Deutschrussengemeinde Alvear. 9. Eine versunkene und wiedererwachende Welt in den Urwäldern von Südamerika. 10. Deutsch-evangelisches Leben am Karmel. 11. Aller Anfang ist schwer. 12/13. Auf Reisen durch Chile. — Weitere Hefte erscheinen in schneller Folge.

Unsere Auslandspfarrer sind ein eigenes Völkchen. Theologisch manchmal etwas reduziert, öfters tätiger als der heimgebliebene Dorfpfarrer, sind sie immer originell, Männer der Tat und des Glaubens. Das Leben bildet Charaktere. So sprechen uns auch diese Schilderungen der deutschen Gemeinden in Südamerika, in Rußland, am Karmel und in Italien frisch an, wie die Pfarrer so die Gemeinden.

Die Hefte sind von recht verschiedenem Werte, insgesamt zu empfehlen. Unserer Jugend, unsern Gemeindeabenden sollten sie nicht unbekannt bleiben. Es geht nicht an, unserm Volk zu predigen, wie die Gluckhenne dem Hühnerhof „Nord, Süd, Ost, West to Hus dat best." Unsere Volksvermehrung zwingt uns, gerade unsere tüchtigsten Kräfte mit dem Gedanken vertraut zu machen, sich ein bis zwei Jahrzehnte „draußen" umzutun, sowie es dem Engländer schon lange selbstverständlich ist. Um einer tatkräftigen Jugend das Ausland anschaulich und vertraut zu machen, können unsere Hefte mit ihrem nichts beschönigenden und doch optimistischen Geiste dienen.

Auch an Krankenbetten würde ich diese Hefte lieber als manches Trostbüchlein brauchen, denn sie sind voll gesunden, ansteckenden Lebens.

Johannes Tiedje

Was Prouw Grobelaar erzählt. Von Perceval Gibbon. Aus dem Englischen übersetzt von Marie Franzos. Frankfurt a. M., Rütten & Loening 1909. 249 S. 4,50, gebunden 6 Mk.

Ein Engländer, der sich als Seemann das Leben hat um die Nase wehen lassen, ist unter die Literaten gegangen: ist es dies, das seinem Buche die köstliche Frische gibt, oder ist es die Urwüchsigkeit des Burenvolkes, die auch aus einer weniger geschickten Darstellung hervorscheinen würde? Wir sind es müde, viel von den Buren zu hören: nach dem Maße, in dem wir damals mit ihnen litten, ist unsere Teilnahme mit ihnen verbraucht. Und doch: so zeigte uns noch Niemand die Buren. Nicht in Kampf und Kriegsgeschrei, sondern in ihrem Heim, in ihrem Leben, Männer und Frauen. Der Verfasser hat eine für einen Engländer ganz ungewöhnliche Kunst des Anempfindens; es mag dem Leser Zutrauen zu ihr erwecken, wenn er liest, daß das Herz eines spröden Burenmädchens dieser Kunst erliegt und dem Engländer als Gatten die Hand reicht.

Was Großmütterchen erzählt, sind freilich keine Ammenmärchen: in lapidarem Stile knorrige Charaktere in rauhem Lebenskampfe. Abgesehen von der achten und zwölften Erzählung, wo die Phantasie des Literaten aus dem Echten ins Erkünstelte entgleist, hält tatsächlich Prouw Grobelaar und nicht Mister Gibbon uns im Banne der Erzählung: wir lauschen willig den Moralgeschichten der burischen Matrone, und — besser als mit diesem Bekenntnis läßt sich „Was Prouw Grobelaar erzählt" nicht empfehlen.

Hans Behrendt

Für das Recht der Frauen in der Kirche. Von Friedrich Curtius. Berlin, Karl Curtius 1910. 32 S. Preis 50 Pfg.

Nicht nur prinzipiell Konservative, nicht nur ängstliche Sorger, sondern auch besonnene Freunde haben uns immer wieder gesagt, daß wir mit dem kirchlichen Frauenstimmrecht für Kirche und Frauen gleich Gefährliches forderten. Da ist es uns Genugtuung und Freude, daß das Oberkonsistorium der Kirche Augsburgischer Konfession in Elsaß-Lothringen in dem Entwurf einer neuen Kirchenordnung dem Stimmrecht der Frauen Raum gegeben hat; Genugtuung und Freude, daß und wie der Präsident des Oberkonsistoriums diesen Gesetzesvorschlag in einer Broschüre begründet und verteidigt. Er unterbaut seine Auseinandersetzung mit einer Erörterung über das grundsätzliche Verhältnis von Staat und Kirche. Er stabiliert den grundsätzlich verschiedenen Charakter der Kirche vom Staat. „Was von der Kirche gefordert werden muß, das ist die innerliche Scheidung vom Staat — die ganz unpolitische Gestaltung ihrer Verfassung und Verwaltung." Damit ermöglicht er sich ein prinzipielles Auseinanderhalten der Forderungen des kirchlichen und des staatlichen Frauenstimmrechts. So beachtenswert diese grundsätzliche Erörterung ist, — ich kann dem verehrten Verfasser in der inneren Scheidung von Staat und Kirche nicht folgen. Von ganzem Herzen aber muß man dankbar sein für die Auseinandersetzung mit den Gegnern des kirchlichen Frauenstimmrechts. Es werden da im wesentlichen die Waffen gebraucht, die im vorbereitenden Kampf der Propaganda geschmiedet sind; aber die Art, wie Curtius sie führt, und daß er sie führt, ist höchst bedeutungsvoll und erfreulich. Hoffentlich findet der Entwurf die gesetzliche Sanktion. Und hoffentlich wird dann das Gesetz aus dem Geist heraus gehandhabt, der in so sympathischer Weise aus der Broschüre spricht. Dann werden die Frauen selbst in der Praxis des kirchlichen Verwaltungs- und Verfassungslebens mit ihrer Art der Mitarbeit die Rechtfertigung geben für den Kampf, den solche Männer wie Curtius für sie gekämpft haben.

Heinz Beckmann

Zur Borromäus-Enzyklika und den ihr folgenden Ereignissen möchten wir erst in nächster Nummer ein (soweit das möglich ist) abschließendes Wort sagen. Bis dahin hoffen wir die Enzyklika selber endlich einmal in ihrem ganzen Wortlaut zu Gesicht zu bekommen, was uns leider bis heute noch nicht gelungen ist.*) Und das ist doch eigentlich notwendig! Zur Abschlagszahlung hier nur einige vorläufige Sätze:

1. Der Evangelische Bund hat seine Schuldigkeit getan. Man soll zum Dank seine Organisation, sofern das noch nicht geschehen, durch Beitritt stärken.

2. Die Protestbewegung als Mache zu bezeichnen geht nicht an. Hat auch die Organisation des Evangelischen Bundes und insbesondre seiner Presse sie in Gang gebracht, so war die Erregung doch echt und allgemein.

3. Das Handeln unsrer politisch Verantwortlichen, insbesondre des Reichskanzlers, war der Situation angemessen.

4. Von dem Einlenken der Kurie kann man als Theologe, Jurist und Historiker nur sagen, daß es in Anbetracht ihrer Ansprüche ein geschichtlich merkwürdiges Ereignis bedeutet.

5. Man hat die Beschimpfung der Reformation oft „unerhört" genannt; das ist nur in geringem Maße richtig; eher kann man den Rückzug der Kurie „unerhört" nennen. Gegenüber allen Versuchen, das zu vertuschen, soll man festhalten, was als Tatsache klar vor Augen liegt.

6. Das Ganze war ein Intermezzo. Wirkliche Schwierigkeiten, die vorhanden waren, sind dadurch kaum gesteigert, kaum gehoben. Die Gesinnung, die in jener Stelle der Enzyklika zum Ausdruck kam, lebt in Rom. Die Gewissens-Abhängigkeit unsrer deutschen Katholiken von der Autorität Roms besteht nach wie vor. Unser Verhältnis zu diesen so gebundenen deutschen Volksgenossen, das bleibt die Meisterfrage. Der ganze geschichtliche Vorgang hat nur dann einen Wert, wenn in dieser Richtung irgend ein Fortschritt erzielt wird. R

*) Inzwischen doch. Acta apostolicae sedis, Jahrgang 2, Band 2, Nr. 9 vom 26. Mai 1910. Rom, Druckerei des Vatikan.

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Vorbestellung auf Karten zum Weltkongreß (5 M. für alle Vorträge, 10 M. mit gedrucktem Protokoll) bei dem Generalsekretär Herrn Pfarrer Dr. Fobbe, Berlin N 20, Badstr. 62, dringend erwünscht.

Freunde der Christlichen Welt

Gieszen. Dienstag 28. Juni 8 Uhr pünktlich im Café Ebel (oberer Saal): Mission und Kolonialpolitik. Lic. Glaue.

Versammlungskalender

27.—29. Juni	Allgemeiner Fürsorge-Erziehungs-Tag Rostock
6.—10. August	Weltkongreß für freies Christentum u. religiösen Fortschritt Berlin
11. „	Freunde der Christlichen Welt Berlin
11.—17. „	Theologischer Ferienkursus Jena
30. Aug.—2. Sept.	Weltkongreß für Volkserziehung Brüssel
6. September	Deutscher Pfarrertag Königsberg
19.—22. „	Gustav Adolf-Verein Stralsund
25.—28. „	Evangelischer Bund Chemnitz
27. 28. „	Freunde der Christlichen Welt Nürnberg
29. Sept. — 1. Okt.	Deutscher Jugendgerichtstag München
12.—21. Oktober	Apologetischer Instruktionskursus Berlin

Chronik der Christlichen Welt

J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 23. Konfessionelle Verhältnisse an den höheren Schulen Preußens — Schweiz 1909 (Schluß) — Evangelisch-sozialer Kongreß (Fortsetzung) — Verschiedenes

Nr. 24. Die Borromäus-Enzyklika — Württemberg 1909. Erstes Stück: Kirche nnd Schule — Die preußische Generalsynode (Fortsetzung) — Evangelisch-sozialer Kongreß (Fortsetzung) — Verschiedenes

Am 14. Juni ist mein liebes Weib

Gertrud Wauer

*geb. **Theissig***

im Alter von 30 Jahren sanft entschlafen.

Plauen i. V. ***Dr. Gerhard A. Wauer***

Hamburg.

Volksheim Hammerbrock begrüßt sehr gern durchreisende Freunde. Aber nicht 7.—30. August. W C.

Suche möglichst bald persönlich **Hilfsprediger**, der 1. Examen gut bestanden. Näheres schriftlich.

Jena, 10. Juni 1910.

Superintendent D. **Braasch**

Kindergärtnerin I. Cl., 35 Jahre alt, auch in Säuglingspflege erfahren, wünscht selbständige Pflege und Erziehung von Kindern, auch mutterlosen, zu übernehmen.

Offerten unter **M. S.** an die Expedition.

Für **nervöse Dame** wird einfache Pension, am liebsten in Arzt- oder Pfarrfamilie in nicht zu grosser Entfernung von Cöln gesucht. Offerten mit Preisangabe unter **E. C.** an die Christl. Welt.

Jeune français, 18 ans, bachelier ès lettres cherche place au pair (voyage et pension en échange leçons de français) dans famille chrétienne. Références: **Pasteur E. Gounelle,** 2, place Anvers, **Paris** et **pasteur Durrlemann,** rue des Arts, **Roubaix.**

Das Radium

Wer sich eingehend über diese neue, geheimnisvolle Naturerscheinung unterrichten will, lasse sich das vorzügliche Buch von Prof. Dr. Hugo Kauffmann: „Das Radium und die Erscheinungen der Radioaktivität“ kommen (99 Seiten, 10 Bilder). Geh. M 1.—, gebd. M 1.40. Zu beziehen durch jede Buchh. od. geg. Einsendg. d. Betrages u. 10 Pf. f. Porto direkt vom Verl. Strecker & Schröder, Stuttgart, der auch gratis und franko illustrierten Prospekt über die Sammlung „Naturwissenschaftl. Wegweiser“ versendet.

Bad Nauheim

Haus Kling Karlstr. 44

Möblierte Zimmer mit und ohne Pension für Kurgäste. Ruhige, freie Lage, Garten. Mäßige Preise. Frau Ober-Postassistent **Kling**

Sanatorium (800 m üb. d. Meer) **Tannerhof**

Bayrisch Zell a. F. d. Wendelstein, 1838 m

Phys. diätet. Behandlg. Vorwieg. vegetar. Küche. Naturgemäße Lebensweise. Famil. Charakter. Keine Dienstboten. Hütten. Luftbäder bis z. Alm (1200 m). Liegehalle. Prospekt.

Dr. v. Mengershausen.

Venedig **Christl. Hospiz Campo S. Angelo** Pension 5—6 Lire.

Alkoholentwöhnung

zwanglos. Rittergut Nimbsch b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

Soeben erscheint:

Die Verhandlungen des 21. Evang.-sozialen Kongresses

abgehalten in Chemnitz vom 17.—19. Mai 1910, IV., 156 S. Preis 2 M.

Inhalt: P. G. Liebster, Christl. Religion und sozialistische Weltanschauung. — Professor Dr. H. Herkner, Käuferpflichten. — Frl. Dr. M. Baum, Fabrikarbeit und Frauenleben. **Zur Debatte** redeten u. A.: Ad. Harnack, Fr. Naumann, Roscher, G. Traub, Sulze, Adolf Wagner, H. Weinel, v. Schulze-Gaevernitz, M. Rade.

Sonderausgaben sind nicht beabsichtigt!

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Neuerscheinungen von C. Bertelsmann in Gütersloh

Wie ich die Herero lieben lernte. Von **Hedwig Irle.** 2. Auflage. Mit 10 Illustrationen. 1,60 M., geb. 2 M. — Eins der besten Missionsbücher. Nach kaum einem Jahr war die 1. Auflage verkauft.

Die Mission in der Schule. Ein Handbuch für den Lehrer. Von Prof. D. **G. Warneck.** 12. verb. Aufl. 2 M., geb. 2,50 M. — Mit Missionskarte von **K. Heilmann.** 2,70 M., geb. 3,20 M. — Beste übersichtliche Zusammenstellung für Lehrer und Missionsfreunde.

Gaben. Aufgabe d. luth. Missionsfreunde Südafrikas. Von Missionsdirektor D. **M. Gensichen.** 60 Pf.

Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen

Soeben sind erschienen:

Wie lehren wir Religion? Versuch einer Methodik des evang. Rel.-Unterr. für alle Schulen auf psychologischer Grundlage. Von Lic. **R. Kabisch,** Reg.- u. Schulrat in Düsseldorf. IX, 324 S. gr. 8°. 1910. Preis geh. 5,40 M, Lnwdbd. 6 M.

Nach langjähriger Vorbereitung erscheint hier ein Buch, das auf Grund allseitiger Durchdringung des Materials das Bild eines R.-U. zeichnet, der wirklich in die Seele zu dringen und Bleibendes zu schaffen sucht. Die Darstellung ist flüssig und belebt durch reichen Beispielsstoff aus der Praxis. Ein Buch für die Religionslehrer aller Schulen!

Der Wunderglaube im Christentum. Von Prof. D. **Joh. Wendland**-Basel. 144 S. gr. 8°. Preis geh. 3 M., geb. 3,60 M.

Der Verfasser hält den spezifisch religiösen Wunderbegriff fest, entbindet sich aber nicht von der Pflicht, ihn mit den Begriffen Naturgesetz, Kausalität, Kausalzusammenhang auseinanderzusetzen.

„Bunte Blätter aus aller Welt“

Neu erschienen:

Ludwig Richter Sonder-Ausgabe

als II. Heft unserer „Bunte Blätter aus aller Welt“ (I. Sonderheft erschien als Kuntz-Sonder-Ausgabe), enthaltend folgende vier Blätter direkt nach den Originalen in Vierfarbendruck:

Nr. 5. „Ueberfahrt über die Elbe“ Nr. 6. „Brautzug in einer Frühlingslandschaft“ Nr. 7. „Junilandschaft“ Nr. 8. „Genoveva“. Preis der Einzelblätter Mk. 1.—, der vier Blätter zusammen Mk. 3.50.

Römmler & Jonas, G. m. b. H., Dresden-A. 16

Nordseebad Büsum in Holstein

(Bahnstation)

Seefahrten, Seehunds- und Entenjagden, Wattenlaufen.

Prospekte gratis durch Badekommission.

Grüner Strand

Damen-Herren und Familienbad

Jungborn (im Harz) Post Stapelburg

Rudolf Just's Kuranstalt

Naturheilanstalt und Erholungsheim

Harz-Idyll zwisch. Ilsenburg u. Bad Harzburg am Eingang ins geschützte, liebliche Eckertal, in mittlerer Höhenlage. — Saison 15./IV. bis 15./X.

Große Heilerfolge bei allen Krankheitsarten.

Ärztliche Leitung. :: Genügt höchsten Ansprüchen. :: Illustr. Prospekt m. Urteilen frei.

Probenummern versendet unentgeltlich der Verlag der Christlichen Welt.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg